

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Gräfin Ida. Eine Lebensgeschichte (mit Portrait). — Die Kapelle der Verführten, von Julius Rodenberg. — C. Krüger. Novelle von Levin Schüding. — Nach langen Jahren, von Emanuel Weibel. — Fatal! V. Leiden eines Chambregarnisten, von J. Trojan (mit Illustrationen von Wilhelm Scholz). — Der gefangene Kapellmeister, von K. Neumann-Strela (mit Illustration). — Die Nadel. Das Reich des Schweigens. — Gut gekleidet, von K. A. Heigel. — Die letzten Worte. — Pariser Winterbälle, von G. S. Hoff. — Die Mode, von Beronika von G. — Modenbild nebst Beschreibung. — Charade. — Auflösungen der Charade und der Räthselprüfung: Aufgabe Seite 109. — Correspondenz.

## Gräfin Ida.\*) Eine Lebensgeschichte.

Der Ruhm ist vergänglich wie die Schönheit und alles Zeitliche; eine berühmte Frau wird in einem Zeitraum von wenigen Jahren vergessen und ihre Gedanken, welche einst so viele Herzen bewegten, erkennt die gebildete Lesewelt nicht wieder. Die gefeierten Namen der Neuzeit werden demselben Schicksale anheimfallen, so stolz ihre Träger auch jetzt vielleicht darüber lächeln, daß man es wagt, zwischen ihnen und den Vergessenen eine Parallele zu ziehen.

Die berühmten Schriftstellerinnen sind in Deutschland nicht so häufig, als daß man es nicht für eine literar-historische Pflicht halten sollte, zuweilen an sie zu erinnern und ihnen die Stellung einzuräumen, die ihnen gebührt, besonders wenn ihnen auch schon die Mitwelt nicht mit gerechtem Maße gemessen hatte.

Zu diesen berühmten Schriftstellerinnen gehört unstreitig in erster Linie die Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Lebensgeschichte hier in kurzen Zügen angebeutet werden soll, lediglich im Interesse der Literaturgeschichte und der Wahrheit, aber durchaus nicht um der Persönlichkeit der Gräfin zu schmeicheln oder partiisches Lob zu spenden. Nebenbei sei daran erinnert, daß ihre klösterliche Zurückgezogenheit dafür auch wol wenig zugänglich sei möchte.

Im Jahre 1835 trat die Gräfin Ida zuerst als Schriftstellerin auf und zwar mit zwei Bänden sehr guter Gedichte, die jetzt aber fast noch mehr als ihre Romane vergessen sind, nur einzelne haben sich durch Componisten im Munde der Neuzeit erhalten, z. B. das innige Liebchen: „Ach, wenn du wärst mein eigen“ u. a. m.

Ein Jahr später erschienen von ihr „Venezianische Nächte“, ebenfalls lyrische Erzeugnisse, und erst im Jahre 1838 gab sie den ersten Roman „Aus der Gesellschaft“ heraus. Es ist dies einer ihrer merkwürdigsten für uns, weil er ein großes Stück Lebensgeschichte der Gräfin Ida enthält. Allerdings hat sie in allen ihren Romanen vielfach dieselbe ausgesponnen und namentlich in „Faustine“ prophetisch ihr Klosterleben geschildert. In kurzen Pausen ließ sie ihre Romane Sigismund Forster, Cecil, Ulrich, Der Rechte, Zwei Frauen, Sibylle u. s. w. folgen und machte gewaltiges Aufsehen

damit. Sie zündeten in ähnlicher Weise in Deutschland, wie die socialen Romane von George Sand (Aurora Dudevant) damals fast gleichzeitig in Frankreich, mit denen sie auch das Lieblingsthema der unglücklichen Ehen gemeinsam hatten.

Die Urtheile der Recensenten damaliger Zeit waren durchaus nicht immer gerecht über dieselbe, namentlich wurde ihr mit

einer Art von Verger vorgeworfen, daß sie mit Vorliebe aristokratische Personen und Zustände schildere. Daß ihr dieselben geläufig waren, lag in der Natur der Sache, aber mit Vorliebe sind sie nicht von ihr behandelt worden, im Gegentheil macht sie ihre Standesgenossen häufig lächerlich und umkleidet dagegen einige Figuren aus dem gebildeten Bürgerstande mit einem förmlichen Nimbus. Sigismund Forster, Cecil, und nun gar Otto sind gewiß Beweise dafür. Dieser „Otto“ wird uns noch ganz speciell beschäftigen, denn er ist der Held in dem Romane „Aus der Gesellschaft“ und Niemand anders als — Doch wir wollen der Entwicklung des Lebensdramas nicht vorgreifen, welches wir zu erzählen haben, und dann wird es Zeit, die Geschichte der Gräfin Ida selber zu beginnen, soll uns nicht die Fülle des Stoffes zu verbotener Weilläufigkeit hinreißen!

Sie ward am 22. Juni 1805 zu Tressow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin geboren als ältestes Kind des damals selbst erst dreiundzwanzigjährigen Grafen Karl Friedrich Hahn-Neubaus. Zwei Schwestern und ein Bruder folgten ihr später und theilten mit ihr ein sehr unglückliches Familienleben. Der Vater war nämlich eines der wilden Originale, wie sie in früherer Zeit sich auch in den vornehmsten, abgeschlossenen Kreisen ausbildeten. Er verschwendete ein großartiges Vermögen in ganz unglaublich toller Weise, namentlich hielt er sich auf seinen Schlössern eine vollständige Schauspielertruppe, mit der er später, als er zum Bettelstabe greifen mußte, die Welt durchzog nach dem Vorbilde von Goethe's „Wilhelm Meister“, ein Roman, der damals in Blut und Leben des Volkes übergegangen war und zahlreich von Hohen und Niederen nachgeahmt wurde. Es gibt noch Zeitgenossen, die den Grafen Hahn in Erfurt und anderen kleineren Städten als Schauspieldirector und Zettelträger in einer Person gekannt haben.

Seine Familie wurde nur durch den Besitz des Majorats Neubaus vor dem Untergange gerettet; auf die Revenuen legten die Gläubiger des Grafen zwar Beschlagnahme, aber nach den Stipulationen des alten hollsteinischen Grundbesitzes, wozu Neubaus gehörte, konnte das Gut selbst nicht angetastet werden. Ein Segen des Fideicommisswesens, der von der Neuzeit leider zu wenig begriffen wird, liegt in der Sicherstellung des Familienbesitzes, eine Sicherstellung, die durch den Leichtsin und die Verschwendungssucht der Neuzeit gerade so sehr geboten wird.

Die mecklenburgischen großen Güter waren Allodialbesitz und wurden vom Grafen-Schauspieler gänzlich ruiniert und verschleudert.

Gräfin Ida lebte mit ihrer Mutter eine Zeitlang in Rostock, Neubrandenburg und Greifswald; mit einundzwanzig Jahren machte sie zur Freude ihrer Angehörigen eine sehr glänzende Hei-



Gräfin Ida Hahn-Hahn.

\*) Den denkenden Leserinnen, welche die „Gedanken einer Frau“ (S. die Seiten 19, 56 und 72 des Bazar 1866) mit ihrem Interesse begleiteten, möge dieser Aufsatz als Antwort auf ihre Fragen gelten. Daß die Verfasserin (mit einer Ausnahme) nicht erathen wurde, ist ein Beweis für das Obengesagte! Einige Damen, die zu den vergessenen Größen gezählt wurden, möchten sich jedoch empfindlich gekränkt dadurch fühlen; wir verweigern natürlich ihre Namen! Die beiden besonders lebenswürdigen weiblichen Briefe aus Gelle und Prag haben wir in einem besonderen Fache auf.

rath. Der reiche Graf Hahn-Basew, ein entfernter Verwandter ihres Hauses, bot ihr seine Hand. Es ist wol ziemlich unzweifelhaft, daß Gräfin Ida ohne Neigung sie annahm; alle ihre Romane, alle ihre Heldinnen schildern eine Ehe ohne Liebe mit so charakteristischen Farben und so scharfen Umrissen, daß man darin nur das Product eigener Erfahrung sehen kann. Namentlich wird die launische Nothheit der Ehemänner mit Porträthähnlichkeit in allen Romanen wiederholt.

Schon nach dreijähriger Dauer wurde diese Ehe getrennt; die geschiedene Frau nannte sich von da an Gräfin Hahn-Hahn, ihren Geburtsnamen mit dem ehelichen vereinigend und begann ein Neiseleben, um sich von dem Schmerz und Kummer dieser Ehe und dieser Scheidung zu erholen. Letztere ist von ihr nämlich durchaus nicht gewünscht worden, sondern von ihrem Gemahl herbeigeführt, der sich sehr bald nachher mit einer durch Schönheit und Genialität berühmten Gräfin Schlippenbach, und nach deren Tode, im vierundzwanzigsten Jahre noch einmal mit der vierundzwanzigjährigen Freiin von Le Fort verheiratete.

Gräfin Ida war noch während des Scheidungsprocesses Mutter einer Tochter geworden; kurz vor der Geburt derselben soll sie aus Verzweiflung über die Herzlosigkeit ihres Gemahls, der ihr Kind vaterlos machte, einen graufigen Fluch ausgesprochen haben, dahin lautend, daß dies Kind nie den Namen „Vater“ aussprechen solle. Die Art der Erfüllung dieses Fluches mußte das Mutterherz doppelt zerreißend, das schöne, überaus liebliche, blonde Engelskind ward taubstumm und blödsinnig! Es hat nie gesprochen, weder Vater noch Mutter gefallt, und ist auf dem Abendsberge in der Schweiz, dem Asyl für blödsinnige Kinder, im zwölften Jahre gestorben.

Im Jahre 1836 lebte Gräfin Ida wieder bei ihrer Mutter in Greifswald, sie war schon eine berühmte Frau geworden in ihrer näheren Umgebung, ihre Gedichte waren bereits erschienen, sie hatte große Reisen gemacht, einen Winter in Italien zugebracht, von ihrer Scheidung war viel gesprochen worden, sie war noch jung und reizend genug, um die Welt einer kleinen Stadt, wie Greifswald, zu bewegen. In ihrem ersten Romane schildert sie dieselbe höchst ergötlich; sie tritt darin selbst auf unter dem Namen Gräfin Ida, der dem ihrigen augenscheinlich nachgebildet ist.

Genau zu derselben Zeit langweilte sich ein junger Mann als Appellationsgericht in Greifswald; er hieß Heinrich Simon und war eben einunddreißig Jahre alt geworden. Als er die Stelle in der kleinen Stadt erhielt, war er sehr zufrieden; sechshundert Thaler Gehalt, wenig Arbeit, wohlfeile Lustern und Seebäder, Aussicht auf Reisen nach Dänemark, neue Verhältnisse in dem unbekanntem, fabelhaften Neuropommern, Alles bezeichnete er als „Herrlichkeiten“, die seiner dort warteten. Aber bald übermann ihn die Langeweile, seine Briefe sind voll Klagen und Verstimmungen. „Ich muß fort von hier, es gibt hier keinen einzigen Menschen, dessen Umgang erquickt, dabei keine Aussicht auf Carrière, keine interessante Wirksamkeit. Ein ewig trüber, wahrhaft englischer Nebelhimmel liegt hier auf allen Zuständen,“ so schrieb er am Tage vor dem Abende, an welchem er die Frau kennen lernte, die er lieben sollte.

Beim ersten Anblick blieb sein Herz ruhig, aber er schrieb doch schon: „Ich widmete mich ihr den ganzen Abend, sie ist eine geistreiche, nicht lebenswürdige Frau, sehr interessant, da sie sich ganz offen gibt, bis an die Grenzen der Weiblichkeit.“

Und Gräfin Ida sagt von ihm nach dem ersten Sehen: „Seine Erscheinung frappirt außerordentlich, er sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe. Das ist eben etwas höchst Seltenes, denn der Professor, Lieutenant, Kammerherr sehen immer ganz genau aus wie ihre Chergen, nicht wie ein Ich, wie ein bestimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf lassen sie sich einen bestimmten Stempel ausdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten, als ihre innere Persönlichkeit, und daher sind die meisten Menschen wie im Atelier die Gipsabgüsse, welche disgraziös das Gewand trägt, das ihr der Maler umgeworfen hat, um den Faltwurf zu studiren. Bei Otto war es unmöglich zu erkennen, welchem Stande er angehöre, welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus aristokratische Alliance, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokratie; sein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüskten, harten, ungalanten bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieselbe Frische und Ungezogenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchsichtigen Colorit, das blonde Männer nie und brünette höchst selten haben, und das, mit dunklen Augen und Haar contrastirend, den strahlenden Lichteffekt hervorbrachte, der auf Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn er schwieg, war der Ausdruck des Gesichtes nachdenkend und sehr ernst, wenn er sprach, heiter und fast übermüthig, weil die kurze, scharfgeschnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leisen Anflug von Ironie gaben. Dieser kleine Zug brachte ihn um das Glück, von allen Frauen für einen schönen Mann erklärt zu werden. Frauen hassen nichts so sehr, als die Ironie, wahrscheinlich weil sie ihnen selbst selten zu Gebote steht, und ungern lassen sie die Männer mit diesem Ausdruck oder dieser Richtung für schön oder lebenswürdig gelten.“

Ein schmeichelhafteres Bild hat eine aristokratische Feder wol niemals von einem demokratischen Charakterkopf gezeichnet!

Die Verklärung der Liebe trat auch sehr bald bei Heinrich Simon ein und läßt das Bild der Gräfin in einem Nimbus erscheinen; er schreibt wenige Wochen nach der ersten Bekanntschaft über sie: „Ohne daß ich in sie verliebt wäre, hege ich doch die Empfindungen der Freundschaft für diese Frau, der lebenswürdigen, geistreichsten, mit der ich jemals in Berührung kam. Wir treffen uns seit einiger Zeit täglich auf den hiesigen Spaziergängen und verleben dort die anregendsten genussreichsten Stunden. Eine Welt von Gedanken — nicht kleiner als Bettina's Welt — lebt in dieser Frau; der Gegenstand sei welcher er wolle, er erhält vor meinen staunenden Augen die neuesten, originellsten und doch ursprünglichsten Seiten. Bei diesem Geiste ist, wie bei Bettina, nichts Angelerntes, nichts von Außen Hergekommenes — es ist Alles frisch aus dem Kern gezogen, Alles aus eigener Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk, Klitterstaat nicht die Rede, sie bildet ein Ganzes, ein Menschen und zwar einen Menschen durch und durch. Ueber die beschränkenden Verhältnisse — welche Convenienz und wie diese gemachten Dinge heißen — gebildet haben, setzt sie sich mit ziemlicher Freiheit hinweg. ... Ihr seht wol aus Allem, ein Bischof verliebt bin ich doch, aber das schadet nichts.“

„Als ich vorhin durchlas, was ich gestern geschrieben, fiel es mir auf, daß ich das Neuere der geliebten Frau unerwähnt gelassen, und allerdings mag dies wol den tieferen Grund gehabt haben, daß es keineswegs der sinnliche Eindruck ist, welcher hier bei mir vorherrscht.“

„Ich bitte Sie um Alles,“ schreibt Simon in diesen Tagen an Gräfin Ida, „seien Sie nicht so unerlaubt lebenswürdig, Sie werden einmal schwere Rechenenschaft deshalb zu geben haben,“ und sie antwortete: „Wem soll ich Rechenenschaft über meine Lebenswürdigkeit? Dem lieben Gott? Ach, der ist mir so gut, daß er mich dereinst auf den Schooß nimmt und sagt: Herzenskind, ich freue mich, daß ich dich wieder bei mir habe, nun soll dir immer wohl sein, denn auf der harten Erde ging es dir zuweilen recht übel. Ja, ja, so spricht der liebe Gott zu mir — oder den Menschen etwa? Meine Lebenswürdigkeit ist von der Art, daß die Mehrzahl sie nicht goutirt, die Minorität aber hat, wie überall zu schweigen.“

Der Liebeszauber hielt anfangs Beide in süßer Selbsttäuschung befangen. Sie meinte, sie wolle nichts als „an dem Ausdruck seines Wesens sich freuen, das sie liebte wie den Lichtstrahl, der die Erde hell macht, wie den Frühling, der die Welt zum Blühen bringt.“

Er nannte sie eine „Palmennatur“, und sie antwortete: „Ja wol, eine Palmennatur: himmelanstrebend und in Wüsten gestellt.“ ... „Wol bin ich ein „armes Kind“, arm trotz unendlichen Reichthums, elend trotz flammender Seele. ... Meine Seele ist von der Art, daß sie gewinnt, wenn die Schleier fallen. Ich stelle mich nicht zu hoch, ich weiß sehr gut, daß es Millionen schönere Weiber gibt, tausend klügere, einige bessere; allein was Herz und Phantasie betrifft, so suche ich wieder unter Millionen meines Gleichen. Ich spreche das ganz gelassen aus, weil ich mich nicht selbst gemacht, sondern so geschaffen bin.“

Daß die Ausschließlichkeit der Liebe sich sehr bald geltend machte und alle Gefühlstauschungen aufklärte, geht aus den Kämpfen hervor, die von der Gräfin Ida in ihrem Roman „Aus der Gesellschaft“ ganz unumwunden ausgesprochen worden sind. Selbstamerweise ist diesmal der Mann der entscheidende Theil; er will nicht, daß „der weiße Schwan“, seine Geliebte, „in den Hühnerhof des Ehelebens“ hinabsteigt, obgleich sie gern dazu bereit ist. Er entwirft sich ihr gewaltsam und schreibt todestraurige Briefe aus Krakau, der Stadt, die aussieht „wie ein Grabmal“.

Die Stellen aus den Briefen des geistvollen Mannes nehmen in den Romanen der Gräfin Ida sich merkwürdig genug aus, sie sind wie die Muse eines Lebendigen; man glaubt ein Herz klopfen zu hören und Gedanken entstehen zu sehen.

Wie tief verwebt Heinrich Simon's Bild mit der Phantasie der Dichterin war, geht aus ihren Romanen hervor, in denen es stets wiederkehrt, wenn auch unter sehr verschiedenen Gestaltungen. So ist seine Festungshaft in Glogau, welche er in Folge eines unglücklichen Duells auszuhalten hatte, in der Geschichte Cecil's benutzt worden. Er ist, wie wir schon angedeutet, der Held in dem ersten Roman der Gräfin, und Sigismund Foyter, ein Regierungsrath, dessen romantische Färbung die bürokratische verdrängt, ist wieder nur ein Abdruck von Heinrich Simon's Eigenhümmlichkeit.

Aus den Memoiren einer anderen zeitgenössischen Schriftstellerin, welche der Gräfin hat die Ehre zu Theil werden lassen, sie in einem Roman zu parodiren, geht hervor, ja sie sagt es darin mit eigenen Worten, daß Heinrich Simon zu derselben Zeit von ihr leidenschaftlich geliebt worden sei. Wir brauchen wol kaum hinzuzufügen, daß wir Frau Fanny Lewald meinen. Welch eine seltsame Constellation im Leben dieses Mannes, von zwei so hervorragenden Frauen im Herzen getragen worden zu sein, so verschieden wie die Gräfin Hahn-Hahn und Fanny Lewald!

Welche von beiden Frauen schöner gewesen, wird sich mit Bestimmtheit nicht mehr entscheiden lassen; die zuletzt Erwähnte behauptet von sich, daß sie in der ersten Jugend versprochen habe schön zu werden, ob sie es gehalten, wissen wir nicht. Heinrich Simon hat ausdrücklich hervorgehoben in dem Obengesagten, daß die Frau seiner Liebe in keiner Weise durch ihr Aeußeres auf ihn gewirkt habe, sie kann also damals schon nicht mehr schön gewesen sein, obwohl sie erst einunddreißig Jahre alt war. Eine Zeitgenossin, wenn auch um zehn Jahre jünger, Frau Luise Mühlbach, erzählte uns kürzlich, daß Gräfin Ida ein holdes rosiges Mädchen gewesen, berichtete aber nichts von eigentlicher Schönheit. Aus eigener Anschauung können wir nur über die äußere Erscheinung berichten aus dem Jahre 1841, wo Gräfin Ida bereits die Sechsunndreißig überschritten und die mißlungene Augenoperation überstanden hatte. Sie war damals ungemein schlank und mager, von mittlerer Größe, hatte blondes, glatt gescheiteltes Haar und sehr rothe Gesichtsfarbe, eine feine Nase und frischen Mund. Das verlorene Auge stellte sie nicht auffallend, doch konnte man sie durchaus nicht hübsch nennen. Die Stirn war zu hoch und das Gesicht zu roth, zwei Fehler, die in der ersten Jugend und im höheren Alter durchaus nicht entstellen, aber gerade in den sogenannten „gewissen Jahren“, nahe an der Grenzschleife von Vierzig, dem Frauenalters sehr nachtheilig sind, weil die Züge dadurch beinahe immer scharf und trivial werden. Die Hände, auf die übertriebenen Werth zu legen sie beschuldigt wurde, waren keineswegs „von weißem Mouffeline, rosa gesüßert“, dagegen die Füße allerdings unadelsaft schön wie fast immer bei mageren Leuten. Jetzt ist Gräfin Ida sehr stark geworden. Das Alter und die Ruhe des Klosterlebens haben sie corpulent gemacht.

Herr von Bystram war damals noch am Leben, er der „treue Freund“, das Ideal aller Frauen von George Sand an, der dem unbeständigen Liebhaber zur Seite gestellt wird, das Urbild von Anblau in Faustine. Es ist vielfach behauptet worden, er sei in heimlicher Ehe mit der Dichterin verbunden gewesen. In ihren Romanen ist nichts darüber angedeutet und sie hat, nach Goethe's Mutter, doch stets ihre Erlebnisse und Erfahrungen darin verarbeitet. Einmal legt sie einer ihrer Heldinnen einen besonders treffenden Ausdruck über die Gesellschaft in den Mund, dessen Wahrheit sie augenscheinlich an sich selbst erfahren hat: „Ich habe erkannt, daß dies Leben in der Welt nicht für mich taugt; ich versuchte meine Talente auszubilden, aber ich langweilte mich, denn die Kunst will ein ganzes Herz. Das hab' ich nicht für sie, deshalb verschmäht sie mich. Dann versuchte ich mich in der Gesellschaft zu unterhalten, ich unterwarf mich allen ihren Gesetzen, als wollte ich eine Elegante werden, aber das langweilte mich noch mehr.“

„Die Kunst begehrt alles, was der Mensch an Herz und Geist hat und mehr als er ihr geben kann, — die Welt aber begehrt vor Allem — beides nicht! und das ist mir denn doch noch lästiger. So wenig ich auch haben möge — in der Welt hatte ich doch immer viel zu viel, denn das intellektuelle Leben, dessen ich mich durchaus nicht entäußern kann, findet doch keinen Anklang. Ich wollte die Leute verlocken, mir ihre Meinung, ihre Ansichten, ihre Erfahrungen mitzutheilen, indem ich ihnen mit gutem Beispiel voranging. Dafür starben sie mich an, als hätte ich ihnen eine Sottise gesagt oder eine Indecenz zugemutet. Unwillkürlich kreuzten die Frauen ihre Tücher über der

Brust und die Männer knöpften ihre Röcke zu, so angst wußten ihnen, es möchte etwas von ihren Herzen durchschimmern, unheimlich erfuhr ich, daß darüber folgende unwandelbare Regel in der Gesellschaft Gebrauch wäre: man hat die Meinung der großen Partei, besonders sobald sie in irgend einer Communität ihr Organ gefunden, Ansichten hat man nicht bestimmt, sie wollen sich je nach der Person, mit der man sich unterhält, ob man ihnen gefallen will oder sie etwa ärgern möchte; Erfahrungen hat man aber nie, als Frau ein für alle Mal nicht, das wäre geradezu unschicklich. Wie ein Automat soll man durchs Leben gewandelt sein — ist das nicht Unsinn? wozu leben wir denn? Ich fand mich nicht zurecht in all' der Verfehrtheit und Lüge. Ich sagte Dinge, die man mir grausam übel nahm. Die Damen haben behauptet, ich wolle die Gesellschaft nach St. Simon's Grundsätzen umgestalten und dergleichen Unsinn mehr. Die Männer behaupten dasselbe von mir, wenn ich nicht in der Ehung vor ihrer Unwiderrlichkeit mich beuge — und das thue ich natürlich nicht, denn es ist bei mir ganz gleich, ob ich mich einem Staarmas spreche oder mit einem Manne!“

Diese Stelle steht in dem Buche, welches Herrn von Bystram gewidmet ist, in Faustine, worin sie die Faust-Natur in der Frauenseele nachweisen wollte und die Erlösung durch das Klosterleben schon in Aussicht stellte.

Bei der unglücklichen Augenoperation entstand ein Bekämpfungskampf zwischen Dr. Diessenbach und der Gräfin; es war erstere sehr unangenehm, daß das schielende Auge verloren ging, weil die Sache damals noch neu war und noch nicht allgemein vertrauen erweckte. Die raube Art, womit er die Gräfin öffentlich entgegentrat, hatte jedenfalls, und nicht nur für diese allein, etwas Verlegendes.

Das ritterliche Benehmen Bystram's und die treue Pflege desselben waren der beste Trost in der trüben Zeit; einige Jahre später starb der musterhafte Freund und die arme Gräfin vermochte sich wol recht verlassen gefühlt haben nach seinem Tode. Die Sehnsucht nach einem Asyl im Kloster war ja sogar in glücklicheren Tagen über sie gekommen, hatte sie doch damals gesagt, das Ziel ihrer Wünsche wäre „Ewig anbeten, Gott an sich gehören zu können und in ein Kloster zu gehen“, wie viel mehr mußte der Einsamen, der Altenden diese Sehnsucht nahe treten! In einem ihrer Romane hat sie das glühendste Gefühl der Andacht sich an den Bekenntnissen des geistvollsten Heiligen Augustin entzünden lassen und man erkennt deutlich, daß sich ihre eigene Empfindung dabei geschildert hat. Es ist eine unheimlich schöne Episode, wo ihre Vincenze sich vor den Gemüthsbedingungen der irdischen Liebe in die Ekstasen der göttlichen rettend.

Ihre Begeisterung für den heiligen Augustin führte sie mit dem modernen Nachfolger desselben, dem Bischof von Mainz, Freiherrn von Ketteler, näher zusammen. Er hatte das gemeinsame Schicksal mit der Gräfin, aus dem vollsten Weltleben in der Asece zugewendet zu haben. Die Gefangensetzung des Erzbischofs von Köln, Clemens August Graf Droste-Bischerin, welche in den dreißiger Jahren so viel Aufsehen machte, erweckte in ihm den Drang, zum geistlichen Stande überzutreten. An den neuen und stillen Anregungen des Klosterlebens sind noch einige Romane der Gräfin hervorgegangen, welche jedoch, gleich den künstlichen Blumen, nur noch ein rührendes Zeichen der Erinnerung sind für die ehemaligen Freunde, die sie in der Welt zurückgelassen hat.

[1490]

F. v. H.

## Die Kapelle der Verführten.

Als am 21. Januar 1793 das Blut Ludwigs XVI. auf den Schaffot vergossen worden war, da ward seine Leiche in einem mit Sägespänen ausgefüllten Sarg gelegt und in einer Gruft voll ungelächten Kalks auf dem damaligen Magdalenenkirchhofe bestattet, nicht weit von dem heutigen Platz de la Concorde, der damals Platz der Revolution hieß, und in dessen Mitte, zwischen den beiden Fontainen, welche man heute das selbst erblickt, das Blutgerüst stand. Die Revolution gönnte sich nicht viele Zeit; sie hatte ein Vorgefühl davon, daß ihr bald Tage gezählt seien, und sie schleppte ihre Opfer, nachdem sie gefallen waren, zu dem Kirchhofe, welcher der nächste war. An dem Magdalenenkirchhof füllte sich rasch, so rasch die Guillotinen nur arbeiten konnte: die stolzen Adelsgeschlechter von Frankreich wanderten hierher, die treuen Offiziere vom Regimente der Schweizer, welche im Massacre des 10. August oder während der Septembergräucl gefallen waren — Hunderte wanderten hierher, Tausende, mit dem Kopfe unter dem linken Arme (dies war die Art, wie man die Guillotinierten begrub), und am 16. October vereinigte dieser Acker voll Knochen und Gebeinen die beiden neun Monate lang Getrennten wieder, Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Es war am 16. October 1793, daß auf dem Schaffot und dem Kirchhof ihrem königlichen Gemahle folgte, königlich im Sterben wie dieser, dessen entliehene Seele, indem das Beil fiel, der Geistliche zugerufen hatte: „Gehe, du Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel!“ Bald nach dem Tod und Begräbnis der Königin wurde der Kirchhof der Magdalene geschlossen, da derselbe gefüllt war und kurze Zeit darauf „von Convents wegen“ öffentlich — verschleiert! Ein rechtschaffener Mann, ehemals Magistratsperson, den Bourbonen auch im Unglück, auch im Tode noch treu geblieben, ein gewisser Desclozeau, kaufte den expropriirten Kirchhof der Revolution, um auf diese Weise späteren besseren Zeiten die letzten Reste des Königs und der Königin zu bewahren. Er hatte den Bestattungen ihrer Leichen am 21. Januar und 16. October beigewohnt und sich den Platz derselben genau gemerkt. Nachdem der Kirchhof in sein Eigenthum übergegangen war bezeichnete er diese beiden Plätze, ließ die Mauer ringsum ausbessern, und da die Zeiten noch immer schlecht waren und die Pietät selbst gegen Todte für ein Verbrechen galt, so verheimlichte er seine Gedanken, indem er den ehemaligen Kirchhof in einen Garten verwandelte. Hierdurch ward es ihm möglich, ohne daß er Aufsehen erregte, Cypressen setzen zu lassen, und auf den beiden königlichen Gräbern, welche er außerdem mit einem frischen Hecke umgab, zwei Trauerweiden zu pflanzen.

Als mit der Restauration von 1814 die Bourbonen nach Frankreich heimkehrten, richtete der bieber Desclozeau einen Brief an Ludwig XVIII., in welchem er Alles mittheilte, was zur Erhaltung der beiden Gräber geschehen war. Am 22. März 1815 erhielt der Großkanzler von Frankreich, Marquis de Bray, Befehl vom König, die Wahrheit der von dem Genannten gemachten Angaben gesetzlich festzustellen. Schon am andern Morgen lud der Großkanzler fünf Personen ein, welche, vom König als solche bezeichnet, im Stande waren, genaue Details über die aufzuklärenden Thatsachen zu geben. Unter der Zahl dieser Personen befand sich auch der ehemalige Vicarius des Kirchspiels, welcher, vor damals 21 Jahren, aufgefordert wor

seinem kranken Pfarrer, ihn zu vertreten, und auf Befehl der provisorischen Exekutivgewalt, im priesterlichen Gewand dem Leichenbegängniß Ludwig Capet's beiwohnen und am Abend vorher Alles vorbereiten mußte, was zur Beerdigung Ludwig's XVI. vorgegeschrieben worden war." Das Resultat dieser Untersuchung, bei welcher die einzelnen Aussagen eiblich erhärtet wurden, war so überzeugend, daß noch an demselben Tage beschlossen ward, an dem bezeichneten Orte solle eine Ausgrabung stattfinden; und es war am 19. Januar 1815, als beide Särge der königlichen Dulder von 1793 wieder ans Tageslicht gebracht wurden. Welch ein Anblick muß es gewesen sein, als diese morchen Särge aus der Erde zum Vorschein kamen — als man die Bretter öffnete und die Leichen fand, noch mit einem Strich um den Hals, da, wo das Fallbeil den Kopf vom Nacken getrennt hatte!

Unter denen, welche dieser erschütternden Scene beiwohnten, befand sich auch Chateaubriand, der große Dichter und Pair von Frankreich. Aus einem der edelsten und ältesten, aber verarmten Hause der Bretagne entsprossen, war er kurz vor der Revolution ausgewandert, um in den damals noch wenig besetzten, fast noch jungfräulichen Urwäldern Nordamerikas seinen Drang nach dem Unbekannten, seiner Sehnsucht, seinen Träumen nachzugeben. Als er nach Frankreich zurückkehrte, da waren die Tage des Schreckens lange vorüber, und eine neue Welt war um ihn erstanden, eine Welt, die er nicht begriff, für die er kein Verständnis hatte. Aber Eins hatte er nicht verlassen, Eins war ihm treu geblieben, wie auch Alles ringsum sich verwandelt hatte: das Bild der jugendlichen, holden, lächelnden Königin, wie er es einst, als Page, in seinen Knabenjahren, in den Gemächern von Versailles gesehen hatte, und über alle die Trümmer hinüber, die da zwischen lagen, so schreibt er in seinen „Mémoires d'outre-tombe“, „erkannte ich in diesen Zügen, obwohl vom Tode gräßlich entstellt, das Bild meiner Jugend wieder — das Lächeln der Königin!“

Am 20. Januar 1815 befahl Ludwig XVIII., daß die Reste seines Bruders und seiner Schwägerin, Ludwig's XVI. und Marie Antoinettes, in der Königsgruft von Saint-Denis beigesetzt werden, und daß, um den Kirchhof zu weihen, in welchem sie 21 Jahre lang ungesühnt geschlummert hätten, eine „Kapelle der Sühne“ dem Andenken des Königs und der Königin errichtet werden sollte. Am folgenden Tage, dem 21. Januar, dem Festtage Ludwig's XVI., wurde der erste Stein dieses Denkmals in der Grube selbst gelegt, aus welchem ihre Gebeine eben genommen worden. Das Gebäude, dem heiligen Ludwig geweiht, in Form eines griechischen Kreuzes, ward erst unter Karl X. im Jahre 1826 vollendet, dicht vor dem Bürgerkönigthum, dicht vor einer neuen Revolution.

Aber verehrt von allen Parteien erhebt es sich mitten im neuen Paris. Welcher Wanderer könnte gleichgiltig an den Säulen vorbeigehen, unter deren dunklen Zweigen der weiße Marmor der „chapelle expiatoire“ gesehen wird? Folgt von allen Seiten, erblickt man sie, sobald man von der heutigen Magdalena-Kirche die verlängerte Rue de la Madeleine hinuntergeht. Eine schlichte Fassade, mit drei Vorbauten geschmückt, in deren mittleren sich der Eingang befindet, bezeichnet den erweiterten Umkreis, innerhalb dessen sich die königliche Kapelle erhebt. Sechs Stufen führen in den viereckigen Vorhof, in welchen von rechts und links zwei Gallerien münden mit Grabmälern zum Andenken an die Opfer der Revolution. Diese Gallerien verlängern sich, die eine bis zur Sacristie, die andere bis zum Vestibulum, welche sich an beiden Seiten der Kapelle befinden. Kehren wir noch einmal zum Eingang zurück, so finden wir dort, wieder um einige Stufen erhöht, die Erde, welche bei dem Ausgraben der beiden Königsärge aufgeschauvelt wurde — Erde, welche Niemand ohne eine Regung inniger Theilnahme betrachten wird, und welche jetzt zwei Raseneinfassungen, immer grün und von Rosen umgeben, der öffentlichen Verehrung bezeichnen.

Am äußersten Ende dieser beiden natürlichen Gräber, welche durch einen Asphaltweg getrennt sind, steht die chapelle expiatoire, in ihren Umfassen durch einen Peristyl von vier dorischen Säulen markirt, zu welchem man auf zehn Stufen hinansteigt. In der Mitte der Kapelle, welche wie gesagt, die Form eines Kreuzes hat, steht ein Altar von weißem Marmor, mit einem Crucifix von Bronze, und die Endpunkte der beiden Arme nimmt rechts die Marmorstatue Ludwig's XVI. ein, wie er, von einem Engel getragen, zum Himmel steigt, und links Marie Antoinette, von der Religion getroffen. Von hier aus führen Treppen in die Krypta hinab, wo in unterirdischer Dämmerung nur von dem Schimmer des ewigen Lichtes erhellt, ein Altar von schwarzem Marmor, in Form eines Sarges, die Stelle bezeichnet, wo die Männer der Revolution die königliche Leichen einst verscharrt hatten.

„La chapelle expiatoire“ — wie sollen wir dieses Wort getreulich übersetzen? Die Zeit und die Geschichte: diese gewaltigen Mächte, welche Alles sühnen, sie haben auch die That gesühnt, welche der Revolution jenen düstern Charakter gab. Sie hat zuletzt, wie Saturnus, ihre eigenen Kinder verschlungen, die Opfer und die Geopferter, sie fanden sich in derselben Erde wieder und sie starben Alle nach dem Rathschluß des Höchsten. Ueber ihrem Grabe reichen sich neue Geschlechter die Hände, und die Kapelle, die man ihrem Andenken errichtet — eine schöne Zuversicht erlaubt uns, sie zu nennen: „die Kapelle der Versöhnten!“

A. R.

### C. Krüger.

Novelle von Levin Schücking.

Ein hübscher, noch ziemlich junger, aber ein wenig nachlässig gekleideter Mann stand mit dem Rücken an die Einfassung einer offenen Glashüre gelehnt, welche aus einem wohnlich eingerichteten Salon eines Landhauses in die Gartenanlagen führte. Er war getieft und gepornt und ein Knecht führte vor dem Hause ein gefatteltes Pferd auf und ab — daß es ihn drängte in den Sattel zu kommen, bewies hinlänglich eine gewisse Miene der Ungeduld in seinem regelmäßig geschnittenen, männlich gebräunten und von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesichte. Und doch war er zu gutmüthig, schien es, um sich allem dem zu entziehen, was ihm die mittelalttrige kleine Dame in bescheidenen dunklen Hausanlege, die hinter ihm im Salon stand, und mit großer Zungengeläufigkeit auf ihn einsprach, zu sagen hatte.

„Und da wir jetzt den neuen Bedienten haben... aber wollen Sie ihn denn gar nicht sehen?“ sagte sie eben.

„Später, später, wenn ich zurück bin; Sie wissen, daß ein

Geschäft mit dem Amtmann mich abruft — es ist ja genug, daß der Bediente Ihnen gefällt, liebe Walter.“

„Nun wohl, Herr von Heigendorf, aber nun lassen Sie sich auch sagen, daß Sie jetzt gar keine Ausflüchte mehr haben — es ist ja doch wahrhaft herzbrechend zu sehen, wie alle meine Vorräthe, die ich angehäuft, alle meine Pasteten und Gèles, meine Confitüren und Crèmes, die ich mit solchem Eifer gemacht, zu Grunde gehen... Sie müssen jetzt Ihren Hochzeitstag festsetzen... ich lasse Sie jetzt nicht anders...“

„O mein Gott, Sie sind schrecklich, Fräulein Walter!“

„Ich muß so sein — Sie kommen sonst wahrhaftig niemals zu einer Frau!“

„Das fürcht ich ja eben auch!“

„Jetzt, nachdem Sie endlich, endlich den heroischen Anlauf genommen und sich erklärt und das Jawort erhalten und wir endlich glücklich eine Braut haben — jetzt sagen Sie das noch? Jetzt fürchten Sie sich so vor der Hochzeit...“

„Eine Hochzeit!! Liebe Walter, eher in den Tod!“

„Grundgütiger Himmel! Wie wollen Sie denn zu einer Frau kommen?“

„Dafür ist gesorgt; ich habe mir von unserm gnädigsten Landesherren ein Handbillet erwirkt, welches mich von dem üblichen Aufgebot dispensirt und mir erlaubt mich trauen zu lassen, wo ich will. Man könnte sich also ganz still in einem Dorfe, wo man von Niemandem gekannt wird, trauen lassen — und dann einige Wochen in Gegenden, wo man ebenfalls von Niemandem gekannt wird, reisen... und dann still heimkehren unter dies einsame Dach, unter Ihre sorgliche Pflege...“

„Unter meine Pflege! Deren bedürfen Sie dann nicht mehr, Herr Landrath, und das ist's ja eben, daß ich alsdann zu meinem verwitweten Bruder, der meiner auch bedarf, heimkehren kann...“

„Ach, ich fürchte, Ihr verwitweter Bruder wird noch lange Zeit Geduld haben müssen!“

„Geduld, ja... Gott weiß es! Wie viel hat dazu gehört, bis ich Sie endlich zu dem Entschlusse gebracht hatte, sich ernstlich um eine Dame zu bewerben...“

„Ach, liebe Walter, solch eine Dame wie Sie, ahnt in ihrer bevorzugten Stellung gar nicht, wie teuer für uns arme Männer ein Heirathsantrag ist! Ist man verliebt, so raubt uns die Angst, sie möchte Nein sagen, den Muth — ist man es nicht, die Angst vor ihrem unwiderstehlichen Ja!“

„So etwas,“ fiel spöttlich lächelnd Fräulein Walter ein, „begreift freilich eine Frau in ihrer 'bevorzugten Stellung' nicht! Sie sollten wahrhaftig ein Patent auf die neue Erfindung nehmen, daß die Frauen 'eine bevorzugte Stellung' haben!“

„Das haben sie auch, und wenn auch nur deshalb, weil man von ihnen keinen Heirathsantrag erwartet. Ueberall, wo Unserens sich blicken läßt, erwartet man von ihm, daß er sich erklärt!“

„Nun, das Alles ist ja jetzt von Ihnen überstanden — und nun sagen Sie mir, besser Landrath, wann soll Hochzeit sein? Es handelt sich nicht bloß darum, daß ich die Geduld verliere — nein, auch Fräulein von Langenau wird sie verlieren!“

„Ach!“ sagte der Landrath von Heigendorf mit einem tiefen Seufzer — „wenn Sie wüßten...“

„Was denn?“

Der Landrath machte eine etwas verlegene Miene.

„Man hat mir ja immer prophezeit, daß ich nie zu einer Frau kommen würde,“ sagte er gezwungen lächelnd.

„Freilich, wer sich alle Büsche besieht, kommt selten zu Holz!“

„Mein Vetter Esum hat sogar fünfzig Flaschen Champagner darauf gewettet, daß ich nie eine Frau bekommen würde! — der boshafte Mensch!“

„Die er denn doch nun so gut wie verloren hat!“

„Verloren? Liebe Walter,“ versetzte seufzend der Landrath, „er hat sie gewonnen!“

„Gewonnen?“

„Nun ja — da es doch einmal gestanden sein muß — Fräulein von Langenau hat mir abgeschrieben!“

„Abgeschrieben? Mich rührt der Schlag!“ rief Fräulein Walter aus. „Wann denn?“

„Schon vor sechs Wochen!“

„Vor sechs Wochen? Und das haben Sie Niemandem gesagt?“

„Weil ich mich schämte, es irgend Jemandem zu sagen.“

„Und weshalb denn, wie kam es?“

„Wie es kam?... wir liebten uns eben immer weniger. Das ungehörte Zusammensein erkaltete uns für einander. Wenn ich ihr unter künftiges stilles Leben hier auf dem Lande schilberte, begann sie zu gähnen; und wenn sie mir von ihren Gesellschaften und Bällen erzählte, mag ich es vielleicht nicht besser gemacht haben!“

„Das ist sehr möglich,“ sagte Fräulein Walter achselzuckend.

„Selbst unsere gegenseitigen Geschenke,“ fuhr der Landrath fort, „bewiesen uns unsern Mangel an innerer Uebereinstimmung. Sie gab mir an meinem Geburtstag eine goldene, mit Türkisen besetzte — Visitenkartentasche... mir, dem Visitenkartenmüssen den Alp seiner Nächte bilden — eine Visitenkartentasche!“

„Aber sie war doch sehr schön!“

„Desto mehr schade um das weggeworfene Geld. Ich schenkte dagegen Ffidoren eine vortreffliche Uebersetzung von Plato... mein liebster Freund sollte auch der Freund meiner Braut werden...“

„Und was sagte sie zu diesem Freunde?“

„Sie fragte, den Titel auf der Rückseite lesend — sie hat die Bände nicht einmal aufgeschlagen — gelehnt: Lieben Sie diese alten Griechen? Und als ich bejahte und ihr sagte, ich würde auch sie sie lieben lehren, versetzte sie: Um Gotteswillen, wo sollt ich die Zeit hernehmen — ich komme nicht einmal dazu, die neuen Bücher zu lesen, die doch viel interessanter sind! Man hat ja heut zu Tage zu nichts Zeit! Ich antwortete ihr: Aber in den letzten fünf Tagen fünf Bälle und zwei Diners zu besuchen, dazu hattest Du doch Zeit, liebe Ffidore! Das nahm sie nun übel... und kurz, wir kamen täglich mehr auseinander... und eines schönen Tages schrieb sie mir ab und reiste mit ihrer Mutter in ein französisches Seebad!“

„Und mir sagten Sie nichts, als: die Trauung ist aufgeschoben bis nach Ffidorens Rückkehr...“

„Ja, seien Sie mir böse, liebe Walter... verspotten Sie mich... klagen Sie über die umsonst gemachten Vorbereitungen... aber es ist nun einmal nicht anders.“

„D, ich verspottete Sie nicht,“ fiel Fräulein Walter mit einem zornigen Achselzucken ein — „ich bewundere Sie als eine wahre Parität. Wie viel Assessoren, Lieutenants und Candidaten laufen in der Welt herum und möchten heirathen, obwohl sie von dem, was dazu gehört, gar nichts besitzen, als —

eine Braut! Sie dagegen besitzen Alles, Alles, Haus, Amt, Vermögen — nur keine Braut!“

„Ach,“ sagte der Landrath lächelnd, „es ist ja desto besser. Ffidorens Abjagebrief — soll ich's Ihnen gestehen — wälzte mir einen Stein vom Herzen!“

„Wol möglich... ich kann es mir denken!“ sagte Fräulein Walter in mitleidigem Tone. „Ich sehe, es ist nichts mit Ihnen anzufangen!“ setzte sie mit Resignation hinzu. „So schreiben Sie's jetzt wenigstens Ihren nächsten Freunden. Die müssen Sie ja Alle für längst verheirathet halten. Mitte Juni sollte die Hochzeit sein, jetzt haben wir Mitte Juli...“

„Ja, ja, ja, erzählen Sie's nur vorläufig den Leuten im Hause, daß die Sache abgebrochen ist... meinen Freunden schreib' ich's dann schon — als Siegel sollte ich eigentlich einen Bären nehmen, der mit seiner zerbrochenen Kette lustig wieder im Walde einherpausirt!“

„Das sollten Sie, Herr Landrath!“ sagte Fräulein Walter mit starker Betonung.

„Aber jetzt muß ich fort —“ sagte der Landrath sich zum Gehen wendend; der Amtmann wird ungeduldig werden. Adieu, liebe Walter, ich komme vielleicht schon den Abend, wahrscheinlich erst morgen zurück.“

„Halt, noch eins“ — fiel Fräulein Walter ein — „Sie wollten mir ja den Brief von dem jungen Manne geben, den Sie heut erwarten.“

„Ach ja, von dem Original. Da haben Sie ihn,“ versetzte der Landrath, einen geöffneten Brief aus der Bruttitasche seines Rockes hervorziehend. „Es scheint ein gewaltiger Pedant, aber sorgen Sie gut für ihn, wenn er während meiner Abwesenheit eintrifft... er ist der Bruder eines verstorbenen, theuren Universitätsfreundes, von dem ich gar nicht wußte, daß er einen Bruder hatte... also verjagen Sie den jungen Menschen gut; bis es mir gelungen ist, ihm eine Hofmeisterstelle zu verschaffen, wird er bei uns bleiben.“

Damit eilte der Landrath die Stufen, die in den Garten führten, hinab, schwang sich in den Sattel und trabte davon.

„Ein Original... als ob Du nicht auch eins wärest!“ sagte Fräulein Walter, ihm nachblickend. „Der Bruder eines theuren Freundes, von dem ich nicht wußte, daß er einen Bruder hatte... er weiß gewiß, wie viel Kinder Plato oder Sokrates hatte, aber um Kind und Kegel unsrer nächsten Freunde kümmern wir uns nicht! Am Ende thut er Recht, daß er keine Frau nimmt — was ist eine Frau für diese gelehrten Herren! Aber wie soll ich nur meinen armen Bruder beruhigen? Verlassen kann ich doch diesen herzenguten Mann, nachdem ich zwölf Jahre lang ihn an meine Pflege und Sorge gewöhnt habe, nicht!... Doch sehen wir, was das Original schreibt!“

„Hochgeborener Herr Baron!“

Hochzuverehrender Herr Landrath!

Sie werden entschuldigen, daß ich mir die Freiheit nehme, mich ohne weitere Bekanntschaft an Dero Edelmut zu wenden. — Mein nun in Gott ruhender einziger Bruder, Bernhard Krüger, war der Freundchaft Ew. Hochwohlgeboren theilhaftig; auf die mir aus Dero Briefen an Ihre bekannnten, edeln Gesinnungen hin wage ich mein ergebenstes Gesuch. Seit dem Tode meines Vaters, circa einem Jahre, befinde ich mich bei Verwandten, die über mich in einer Weise disponiren, welche durchaus nicht mit meinen Ansichten in Uebereinstimmung steht. Da ihnen gegenüber aber meine dringenden Vorstellungen ohne Wirkung sind, so bleibe mir nichts übrig, als endlich, so schwer es mir auch fällt, mich zu einer heimlichen Abreise zu resolviren. Da es aber nicht wol möglich, daß ich so ohne Weiteres in die Welt gehe, so wende ich mich an Ew. Hochwohlgeboren mit der Bitte um ein einstweiliges Obdach, da ich Sie nach der Verlobungsanzeige an meinen Bruder vermählt und häuslich eingerichtet weiß. Ich hoffe, Dero Güte nicht lange zu mißbrauchen, indem mich die Kenntniß der neuen und alten Sprachen, worin mein vortrefflicher Vater mich auf das Gründlichste instruirte hat, so wie eine große Neigung zu der Jugend, besonders zum Unterrichten befähigen. Auch in die philosophische Literatur bin ich bereits einigermaßen eingeführt, indem ich eine kritische Untersuchung über den Gebrauch des griechischen Accusativs bei den Lateinern geschrieben, deren Druck ich so eben revivire. Dergleichen es mir nun zur größten Ehre gereichen würde eine eigenhändige Antwort von Ew. Hochwohlgeboren zu erhalten, so muß ich davon zu abstrahiren ganz ergebenst ersuchen, da Dero Brief meinen Verwandten in die Hände fallen könnte und ziehe ich deshalb eine Anzeige in der Allgemeinen Zeitung einem Briefe vor: Die Antwort bitte ich im Falle, daß Ew. Hochwohlgeboren mein Gesuch gütig zu bescheiden gewillt sind, also zu fassen: „L. v. H. ist geneigt auf die Proposition von C. K. einzugehen.“ — Finde ich kein solches Inserat, so bin ich überzeugt, daß Ew. Hochwohlgeboren meine freilich etwas zudringliche Bitte zu bewilligen durch wichtige Gründe verhindert sind und bitte dann recht sehr, mir ob der genommenen Freiheit nicht zu zürnen.

In tiefster Ehrerbietung

C. Krüger.“

Fräulein Walter schüttelte, nachdem sie den Brief gelesen, den Kopf. Es war ihr ordentlich sauer geworden, sich hindurch zu arbeiten. Der junge Mensch kam ihr wie ein fürchterlich altfränkischer Pädagoge in steifstem Einband vor; aber seine Ankunft war ihr ganz willkommen; sie beschloß, ihm ihre Pasteten vorzusetzen und ihn darunter tüchtig aufzuräumen zu lassen. So junge Gelehrte, sagte sie sich, haben einen gottgesegneten Appetit!

Sie ging dann, den neuen Bedienten aufzusuchen und ihn in sein Amt einzuführen.

### II.

Einige Stunden später schritt ein zierlich gebautes schlankes junges Mädchen mit feinen, ein wenig blaffen Gesichtszügen, auf denen ein gewisser Ausdruck vorzeitigen Ernstes lag, denn sie konnte kaum älter als neunzehn Jahre sein, durch die Gartenanlagen auf unser Landhaus zu, erstieg die Stufen vor der offenen Glashüre und trat in den Salon. Hier legte sie eine ziemlich schwere Tasche und einen Sonnenschirm auf den Tisch in der Mitte, sah sich rings um und setzte sich dann wie ermüdet still auf einen Stuhl in der Ecke, als ob sie erwarten wolle, daß Jemand komme.

Für's Erste kam Niemand. Im ganzen Hause war es stille; draußen in den nächsten Gebäuden der Anlagen zwischerte nur eine Schaar aufgeregter Spähen; ein braungefleckter schöner Jagdhund kam die Gartentreppe herauf, blickte in den Salon hinein, sah eine Weile freundlich wedelnd die Fremde an und entfernte sich wieder. Die volle träumerische Ruhe eines Sommermittags, der eben in dämmerndem Abend überzugehen begann, lag auf dem ganzen Landhause und seiner Umgebung. Der Fremden schien diese Ruhe wohl zu thun. Sie war auf

ihrem Stuhle wie in sich zusammengesunken; die Hände in ihrem Schooße lagen gefaltet, die Augen waren auf den Boden geheftet. Nach einer langen Pause richtete sie sich auf. Sie zog aus den Falten ihres schlichten schwarzen Kleides ein Tuch hervor und drückte es an die Augen; dann hob sie das feine Gesicht mit den Zügen voll Ernst und voll rührender Kindlichkeit empor, warf die blonden Locken zurück und sagte leise die Worte des römischen Dichters: „Nicht für Thränen ist dies die Zeit, sprach die Saturnische Juno!“ Zugleich stand sie auf, wie um weiter in das Gebäude einzubringen und einen der Bewohner aufzusuchen.

In diesem Augenblicke öffnete sich ihr gegenüber eine Thür und Fräulein Walter trat in den Raum.

Verwundert sah die kleine Dame die hübsche Fremde an. „Ich bin doch recht hier — im Hause des Herrn Landrath von Heigendorf?“ sagte diese mit einiger Verlegenheit.

„Sie sind ganz Recht — womit kann ich Ihnen dienen? Ich bin Fräulein Walter, die Wirthschafterin des Herrn.“

„Ich wünschte ihn zu sprechen!“

„Er ist nicht daheim und kehrt vielleicht erst morgen zurück.“

„Das trifft sich unglücklich... hat er nichts hinterlassen... nicht gesagt, daß er Jemand erwarte?“

„Freilich hat er das,“ entgegnete Fräulein Walter betroffen, aber...

„Mein Name ist Krüger.“

„Krüger... doch nicht C. Krüger?“

„Ja, C. Krüger!“

„Und das sind Sie? Dieser Brief also rührt von Ihnen her?“ fragte in höchster Ueberraschung Fräulein Walter, indem sie den Brief aus der Tasche hervorzog, den ihr der Landrath zum Lesen gegeben.

„Von mir!“ sagte die Fremde.

[1474]

(Fortsetzung folgt.)

### Nach langen Jahren.

Von Emanuel Geibel.

Ach, noch einmal diese Töne,  
Die mir Flügel in das schöne  
Zauberland der Jugend sind!  
Laß sie schwellen voll und leise!  
Diese Weise  
Sang einst deine Mutter, Kind.

Am Klavier dort in der Nische  
Sah sie, wenn des Abends Frische  
Klar ins offene Fenster drang;  
Goldnen wob's um ihre Locken  
Und wie Glocken  
Schwebte wogend ihr Gesang.

Ach, das war vor langen Jahren,  
Oh' ich in die Welt gefahren;  
Hoch im Sturm noch trieb mein Herz;  
Aber stets bei ihrem Liebe  
Kam ein Friede  
In des Jünglings Lust und Schmerz.

Grau jetzt, mit gedämpftem Feuer  
Keh' ich wieder; die mir theuer  
Gingen Alle fast zur Ruh;  
Sie auch schläft, die süße Rose,  
Unterm Moose,  
Doch ihr Ebenbild bist du.

Singe, Kind, und in die blauen  
Augen laß mich tief dir schauen!  
Jugendheimwärts träumt mein Sinn,  
Und von längst entschwunden Lenzen  
Zieht ein Glänzen  
Durch die müde Brust dahin.

[1501]

### Fatal!

### V. Leiden eines Chambregarnisten.

Von J. Trojan.



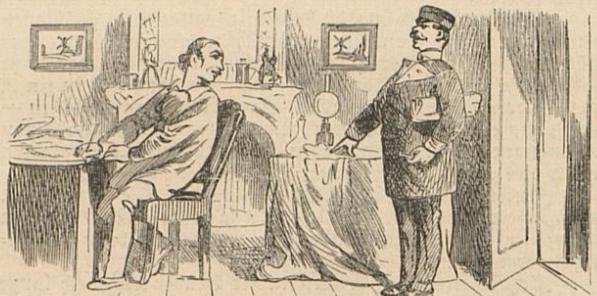
Es ist dreist, zu hoffen, daß die lebenswürdigen Leserinnen an dem Leben und Leiden eines Junggeheilten Interesse finden, und dreister noch, sie in seine kahle, unwohnliche, veräucherte Stube einzuladen. Aber der Gedanke ermutigt mich, daß wir auch Leidensschwester haben, die gleich uns zum Nothmahlen, d. h. in „möblirten Zimmern“ zu wohnen gezwungen sind, und ganz gewiß wird die Eine oder Andere von ihnen durch das Nachstehende angeregt, die kostbare Sammlung meines Onkels mit den Fatalitäten einer Chambregarnistin zu bereichern.

Es durchschauert mich heute in meinem eigenen Hause noch, so oft an meine Thüre geklopft wird, denn immer ist mir's, als würde im nächsten Augenblicke eine meiner siebenundzwanzig Wirthinnen den Kopf hereinstecken und fragen, ob ich noch etwas wünsche. Ja, in siebenundzwanzig Chambregarnies habe ich bis zum Tode meines Onkels gewohnt. Ich hatte eine unheilvolle Virtuosität darin, mir stets eine solche Wohnung zu suchen, in der auch die genügsamste und geduldigste Mensch es nicht länger als vier oder sechs Wochen aushalten kann. Ich könnte eine Naturgeschichte der Chambregarnies schreiben. Es wäre vielleicht für einen Statistiker angehend zu erfahren, wie oft schon „der Einzige der Allirten in Paris“ und „die Ermordung der Söhne Eduards“ über meinem Sopha gehangen haben. Ein Arzt könnte an mir studiren, inwieweit durch den chronischen Gebrauch zu kurzer Bettgestelle die ursprüngliche Körperlänge eines Menschen verkürzt wird.

Ich könnte ein Werkchen herausgeben über die interessanten

Funde, die man in neuen Wohnungen macht. Es bleiben nicht selten einige Sachen des früheren Miethers zurück, welche die Wirthsleute in der Eile wegzuräumen vergessen. Alte Stiefel im Ofen und Reste von Speisen und Kleidungsstücken in den Schubfächern gehören zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen. Einmal habe ich sogar den früheren Miether selbst noch, hinter der Thür hängend, angetroffen. Zu den merkwürdigsten Funden gehört aber ohne Zweifel eine Sammlung von weit über hundert steinharten Milobrüchchen, die ich in den Tiefen eines Kleiderschranks entdeckte. Ich vermuthete, daß der Sammler an allmorgentlicher Appetitlosigkeit krankte, die er aus irgend einem Grunde vor seinen Wirthsleuten verheimlichen wollte.

Dann kommen andere kleine Begebnisse vor, durch die man nicht gerade angenehm daran erinnert wird, daß schon vorher Leute in demselben Zimmer gehaust haben. Unheimliche Gesellen stellen sich ein und erkundigen sich angelegentlich nach einem Herrn Müller oder nach einem Fräulein Schultze, wobei sie zugleich mit den Augen das Inventar des neuen Stubenbesizers aufnehmen. Wie oft wurde ich des Morgens durch den Exccutor



erschreckt, wenn er kam, um meinen Vorgänger zu pfänden. Und mit solcher Hartnäckigkeit hielt er zuweilen an meiner Identität mit dem Gesuchten fest, daß ich selbst an mir irre wurde.

Ich werse einen Rückblick auf meine Wirthsleute in meinen siebenundzwanzig Wohnungen. Da habe ich „die Wirthin der merkwürdigen Zufälle“, bei der mir eine unerhörte Menge von Sachen theils aus dem Fenster flogen, theils durch Erdbeben und andere seltene Naturerscheinungen zertrümmert wurden. Da finde ich „die gute Frau“, welche mir, so oft ich mich ein wenig unwohl fühlte, vorerzählte, wie viele ihrer Miether schon in dem von mir bewohnten Zimmer gestorben wären. Da ist „die arme Wittib“, welche schon am zweiten Tage mit den Kisten einzieht, in denen ich meine Sachen mitgebracht hatte und die mich am dritten Tage erlucht, meinen Ueberzieher zum Pfandleiher tragen zu dürfen. Da ist endlich „der gespenstige Wirth“, der des Nachts zwischen zwei und drei Uhr ganz verführerisch Ansehens, ein flackerndes Licht in der Hand, in mein Zimmer zu kommen pflegt, um nach dem Ofen zu sehen oder sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Aber auch von schlimmen Nachbarchaften weiß ich zu erzählen. Einmal — und das gehört zu meinen schrecklichsten Erinnerungen — wohnte neben mir ein junger Mann, der sich auf theoretischem Wege zum Löwenbändiger ausbildete. Wenn er seine Uebungen abhielt, pflegte er sich mit fünf Stühlen zu umgeben, welche die Rollen der fünf Löwen übernehmen mußten. Während er dann durch entsetzliche Laute und Drohungen die Löwen einzuschüchtern versuchte, ahmte er zwischenzeitlich zugleich mit großem Geschick das zornige Knurren und Brüllen der widerpenigen Bestien nach. Und diese Exercitien pflegte er nicht nur am hellen Tage, sondern auch des Nachts spät, wenn er aus dem Wirthshause kam, anzustellen.

Manchmal stelle ich mir meine sämtlichen siebenundzwanzig Wohnungen als durch Thüren mit einander verbunden vor und durchschreite sie dann im Geiste von der ersten bis zur letzten. Lieber Himmel! ich habe dann das Gefühl, als wandelte ich durch ein Spital für invalide Möbel.

Zuweilen träume ich, daß meine sämtlichen Wirthinnen in feierlicher Prozession an mir vorüberzögen. Jede nickt mir zu und ich nicke ihr wieder zu. So oft aber die Reihe an die Witwe Strumpel kommt, sahe ich, vor Entsetzen erwachend, empor und rufe aus: Gottlob, daß es nur ein Traum war!

Ueber diese merkwürdige Frau muß ich mich etwas näher auslassen.

Die Witwe Strumpel war eine Frau von majestätischem Wuchs und von einer außerordentlichen Kraft des Geistes. Vom ersten Tage an übte sie auf mich einen magischen Einfluß aus, und dieser Einfluß wurde mit der Zeit so groß, daß mir ihr gegenüber alle Willenskraft, alle Widerstandsfähigkeit abhanden kam. Sie gewann ihre Macht über mich nicht durch die Strenge und Härte ihres Regiments, sondern vielmehr durch ihre unsägliche Güte und Biederkeit, durch welche ich vollständig entwaffnet wurde.

Nach und nach bekam sie alle Departements meines kleinen Hauswesens in ihre Hände: die Wäsche, den Kleiderschrank, den Hausschlüssel, die sämtlichen Mahlzeiten. Sie bewog mich, Kartoffeln, Steinöfen und Flaschenbier im Großen einzukaufen, wobei sich herausstellte, daß die eingekauften Vorräthe jedesmal in wunderbar kurzer Zeit verbraucht wurden. Sie besorgte mir allerlei Gegenstände, deren ich ihrer Ansicht nach für meinen Haushalt dringend bedurfte, darunter zwei Blumenvasen und ein blauweißes Kaffeefervice für sechs Personen, welches mit Fledermausen bemalt war und einen außerordentlich unheimlichen Eindruck machte. Hätte sie mir gerathen, mir ein Duzend Champagnerflüßler oder eine Turmuhre oder einen zahmen Elephanten anzuschaffen, sie hätte mir in so überzeugender Weise den Nutzen davon dargelegt, daß ich ohne Weiteres auf das Geschäft eingegangen wäre.

Ihr unendliches Vertrauen zu mir bewies sie dadurch, daß sie verschiedene Kostbarkeiten aus ihrer eigenen Stube in die meinige übersiedelte und sie meiner Obhut anvertraute: zuerst einen Laubfrosch, dann einen taubstummen Kanarienvogel, dann zwei ausgewachsene Gummibäume, die mir fast alles Tageslicht fortnahmen, dann einen kränklichen Wirtensock mit klebrigen Blättern. Zuletzt kam ein großer Glaskasten, in welchem sich allerlei elende Nippfachen aus Tragant befanden. „Nicht wahr? das puht!“ sagte sie zu mir, als sie den Glaskasten auf meine Kommode niedergelegt hatte. Ich hatte anfangs die Absicht, entschrieben den schändlichen Kasten zurückzuweisen; aber der Witwe Augen waren auf mich gerichtet, und trotz meines Widerstrebens stotterte ich doch die Worte: „Ja wohl, es puht!“

Ueberhaupt wurde die Art, wie die Witwe Strumpel sich meiner annahm, zuweilen lustig, ja sogar compromittirend. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends eine kleine Begegnung bei mir hatte. Wir waren eben im besten Gespräch, als plötzlich die Witwe ins Zimmer trat und sich, ohne von meinen Gästen Notiz zu nehmen, an den Ofen stellte, um sich, wie sie sagte, ein

Bischofen zu wärmen. Sie pflegte das oft zu thun, wenn ich allein war und ich hatte nichts dagegen; ich hätte aber doch viel darum gegeben, wenn sie es gerade an jenem Abend nicht gethan hätte.

Ein andermal fand ich, als ich nach Hause kam, in meinem Zimmer einen fremden Herrn im Schlafrock vor, der eben im Begriff war, sich von meinem Tabak eine Pfeife zu stopfen. „Entschuldigend Sie,“ sagte er, als er das Gestauten auf meinem Gesicht bemerkte, „ich stelle mich Ihnen vor als den Bruder Ihrer Wirthin. Da nach dem unabwendbaren Beschluß meiner Schwester in sämtlichen anderen Lokalitäten der Wohnung zugleich geschlossen wird, so werde ich mit Ihrer Erlaubniß die nächsten Stunden in Ihrer angenehmen Gegenwart zubringen.“ Mir kam der Gedanke, den Herrn im Schlafrock hinauszumerfen; in demselben Augenblicke aber erschien auf der Schwelle die Gestalt der Witwe und wiederum erlag ich hilflos der Macht ihres Blickes.



Dies war noch immer nicht das Schlimmste. Jetzt kommt ich zu einer Epoche meines Lebens, von der ich nur ungerne spreche, der ich aber doch Erwähnung thun muß, weil sie für meine Zukunft fast entscheidend geworden wäre.

Die Witwe Strumpel hat nämlich auch eine Tochter. Die Tochter war eine lange hagere Person, die im rauhen schwarzen Zeuge einberging und im Allgemeinen den Eindruck machte, als sei sie seit mindestens vier Wochen nicht mehr abgekäubt. Sie wohnte schon mehrere Wochen im Hause, ehe mir von der Exccitoren des Fräulein Strumpel etwas kund wurde. Sie ließ sich nur sehr selten sehen und ich stellte in Anbetracht ihres Aeußern die Vermuthung auf, daß sie für gewöhnlich in der Kohlenkammer aufbewahrt und nur bei besonderen Anlässen hervorgebracht werde. Jetzt kam die Zeit, daß auch diese Tochter in der Tragweite meines Lebens ihre Rolle spielen sollte.

Ich wohnte ungefähr drei Monate bei der Witwe, als ich anfangs Anbeutungen darüber fallen zu lassen, daß es nachgerade für mich die höchste Zeit zum Heirathen wäre. Ich hielt das für einen allgemeinmütterlichen Rath und entgegnete ihr, daß ich mir die Sache überlegen wolle. Eines Tages aber fand ich in meiner Suppe ein Köcheln Eisengarn, eine Stopfnadel und einen Lampendocht, woraus ich schloß, daß meine Wirthin in großer Aufregung befinden und etwas ganz Absonderliches vorhaben müsse. Ich hatte mich nicht geirrt. Am Nachmittag erschien plötzlich Madame Strumpel in ihrer Sonntagshaut und mit feierlichem Gesicht in meinem Zimmer, stellte sich, beide Arme in die Seiten gestemmt, vor mich hin und begann also: „Sie haben nun Zeit genug gehabt, sich das, was ich vor Heirathen gesagt habe, zu überlegen. Nun ist es ja gut, daß Sie nicht erst lange nach einer für Sie passenden Partie suchen dürfen. Ich habe da eine Tochter — ich will sie gleich einmal —“

Vermuthlich wollte sie schließen „aus der Kohlenkammer holen und Ihnen vorstellen.“ Sie unterbrach sich aber mitten im Satze und ging aus der Thür. Eine namenlose Angst überfiel mich. Ich war fest davon überzeugt, daß ich auf das Zureden meiner Wirthin hin ganz gewiß ihre staubige Tochter heirathen würde. Allerlei Rettungspäne schossen mir durch den Kopf. Ich hatte es an einer gewissen Art von Käfern beobachtet, daß im Augenblicke drohender Gefahr sich tod stellen. Aber würde eine geschiedte Frau, wie Madame Strumpel, durch einen plumpen Käfercoup, den schon ein halberwachsener Knabe durchschürt, sich täuschen lassen? Mir kam ein anderer Gedanke. Ich stürzte schnell nach der Stubenthür und riegelte ab.

Nach einer Weile kam meine Wirthin zurück, klopfte und wollte herein. Ich regte mich nicht. Sie klopfte wieder und zum dritten Male — sehr laut. Sie rief mich beim Namen; ich gab keine Antwort. Nachdem sie eine halbe Stunde lang das Klopfen und Rufen fortgesetzt hatte, hörte ich, wie sie schluchzend die Treppe hinunterging. Vermuthlich holte sie einen Schloffer. Ob sie mit diesem zurückkehrte, mußte ich mich gerettet haben. In großer Eile packte ich eine kleine Reisetasche, setzte den Hut auf, öffnete die Thür und dann, als ob die wilde Jagd hinter mir her sei, flog ich die Treppe hinunter auf die Straße. Ohne mich umzusehen, stürzte ich auf die nächste Droschke, sprang hinein und fuhr, so schnell das Pferd laufen konnte, zu einem entfernt wohnenden Freunde. Zum Glück fand ich den Freund zu Hause. Ich bat ihn, um Himmelswillen mich ein paar Tage bei sich zu beherbergen. Mein Benehmen muß so seltsam, mein Gesicht so verstört gewesen sein, daß der Freund, wie er mir nachher gestand, auf den Gedanken kam, ich hätte einen Mebegangen. Aber er war discret genug, mich nicht danach zu fragen.



Am folgenden Tage kündigte ich der Witwe Strumpel die Stadtpost. Dann ließ ich durch zwei entschlossene Arbeiter meine Sachen holen. Alles brachten sie freilich nicht, ich habe aber für ein Glück an, daß unter anderen Sachen auch die beiden Blumenvasen und das Fledermaus-Service bei der Witwe blieben.

(Fortsetzung folgt.)

[1504]

### Der gefangene Kapellmeister.

Es fiel natürlich nicht wenig auf, daß der unsterbliche Componist des „Freischütz“, als er einmal in einen Familienkreis trat, gegen die Mutter blondlockiger Knaben und Mädchen äußerte: „Vor allen Dingen, liebste Mama, lehren Sie Ihre Kinder Rechts von Links unterscheiden, denn deshalb in den Arrest zu kommen, ist wirklich nur eine Kleinigkeit.“

Was war da erklärlicher, als daß man ihn von allen Seiten förmlich bestürmte, sich näher zu äußern, ein Beispiel zu erzählen? Er selbst, behauptete man sogleich, müsse das erlebt haben. Und wirklich — Weber gestand, er habe erst in späteren Jahren gelernt, was Rechts und was Links sei, und dieser Aukentniß wegen sei er während eines seiner Besuche in Wien in ein sehr finstres Gewölbe gesperrt worden ...

„Und wer war dieser ganz abscheuliche Mensch, der Sie deswegen gefangen nahm?“ fragte die entrüstete Mama. „Eine Dame war's,“ versetzte der Tondichter lächelnd, „und noch dazu eine Dame, die bald darauf einen Weltruf erlangte — kurz, es war Wilhelmine Schröder-Devrient!“ „... „Unmöglich! Bitte, bitte, erzählen Sie!“ riefen da Papa und Mama und ein halbes Duzend Tanten wie aus einem Munde.

Und diese Geschichte, die Weber darauf hinter einer Flasche goldenen Nebensaftes zum Besten gab, war so:

Am 7. März 1822 kam er in Wien an, um noch an demselben Abend seinen „Freischütz“ zu dirigiren. Die Proben hatte der ständige Kapellmeister geleitet; Weber mußte aus dem Wagen springen und flugs nach dem Theater eilen. Das Rauschen der Menge empfing ihn, der Duvertüre, jeder Arie folgte rauschender Beifall —

Aber er hatte kaum ein Ohr dafür, und für die Darstellerin des Aennchen und für die Darsteller des Max und Samiel hatte er kaum ein Auge. Denn wer ihn fast ausschließlich effelte, wer durch den wunderbaren, beinahe überirdischen Gesang alle seine Sinne gefangen nahm, das war das siebzehnjährige, schlankgebauete, lieblich aussehende Mädchen, das die Agathe sang; ihr Name auf dem Zettel lautete: „Mamsell Wilhelmine Schröder“ ...

Sowie die Gardine zum letztenmal gefallen, eilte der Componist auf die Bühne und auf Wilhelminen zu. „Liebste, liebste Kind,“ rief er, sie umarmend, aus, „Sie sind die erste Agathe der Welt und haben alles übertroffen, was ich in die Rolle hineingelegt zu haben glaube!“

„Wirklich, Herr Weber? Also das ist wirklich Ihr Ernst?“ rief da das Mädchen, während es bis zu den Schläfen erröthete und heiße Tropfen über ihre Wangen rollten. „Ich hätte's ganz leidlich gemacht? — Ach was, nein, Sie dürfen mir's nicht übel nehmen, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben und Sie schlichtweg — Papa nennen. Also Papa Weber, ich hab' Sie und ihre Musik auch sehr lieb, sehr lieb und ich möchte so gern — so recht viel und so recht lange mit Ihnen plaudern — wär's Ihnen recht? — Halt, Sie müssen morgen meine Mutter besuchen. Bitte, Papachen, kommen Sie zu Tisch, und damit Sie einen guten Appetit mitbringen, spielen Sie erst mit mir und meinen Geschwistern unten auf der Hausflur Soldaten.

„Gelt? Schlagen Sie ein?“

Herzlich lachend schlug er in die dargebotene Rechte. Da trat Frau Sophie Schröder, die Wilhelminen's Geplauder vernommen, kopfschüttelnd aus der ersten Coullisse. „Ich bitte dringend,“ sagte sie, „daß Sie Wort halten, Herr Kapellmeister, und morgen unsere Mahlzeit theilen. Aber vergeben Sie meiner Tochter das Geschwätz. Sie ist ein albernes Kind, und ich kann predigen so viel ich will, es wird nicht anders mit ihr!“

Und richtig, kaum hatte es am nächsten Mittag auf dem Stephansthurm zwölfs geschlagen, da trat Weber auch schon in jenes Haus, in welchem drei Stiegen hoch Frau Schröder wohnte. Laut lachte er auf. Welch komischer Anblick bot sich seinem Auge dar! — Eine Kinderschaar in Reih' und Glied, mit Stöcken auf den Schultern, rechts ein kleiner Tambour, links ein liebliches Mädchen als Marketenberin gekleidet, und davor, den Säbel in der Hand, den dreieckigen Hut mit wallendem Federbusch auf dem Haupte, Wilhelmine, die beste Sängerin der Agathe, als Officier!

Den Componisten gewahrend, warf sie eilends den Säbel auf den Boden und flog an seine Brust. „Papachen, es gibt Schnitzeln! Darum noch eine Viertelstunde recht tüchtig marschiren! Sie sind der Aelteste und deshalb unser Commandirender. — Soldaten, hier euer General. Achtung!“

nommen, kopfschüttelnd aus der ersten Coullisse. „Ich bitte dringend,“ sagte sie, „daß Sie Wort halten, Herr Kapellmeister, und morgen unsere Mahlzeit theilen. Aber vergeben Sie meiner Tochter das Geschwätz. Sie ist ein albernes Kind, und ich kann predigen so viel ich will, es wird nicht anders mit ihr!“

Und richtig, kaum hatte es am nächsten Mittag auf dem Stephansthurm zwölfs geschlagen, da trat Weber auch schon in jenes Haus, in welchem drei Stiegen hoch Frau Schröder wohnte. Laut lachte er auf. Welch komischer Anblick bot sich seinem Auge dar! — Eine Kinderschaar in Reih' und Glied, mit Stöcken auf den Schultern, rechts ein kleiner Tambour, links ein liebliches Mädchen als Marketenberin gekleidet, und davor, den Säbel in der Hand, den dreieckigen Hut mit wallendem Federbusch auf dem Haupte, Wilhelmine, die beste Sängerin der Agathe, als Officier!

Den Componisten gewahrend, warf sie eilends den Säbel auf den Boden und flog an seine Brust. „Papachen, es gibt Schnitzeln! Darum noch eine Viertelstunde recht tüchtig marschiren! Sie sind der Aelteste und deshalb unser Commandirender. — Soldaten, hier euer General. Achtung!“

binden, er ließ sich auf den Hof hinaus und in den Holzstall führen, er lachte und nickte sogar dabei, denn alles das war ja nur zum Scherz. Von außen ward der Kiegel vorgeschoben. — „Alle halten Wache,“ befahl Wilhelmine, „es ist ein sehr berühmter Gefangener!“

„... Und etliche Minuten verstrichen. Da pochte Weber. Jetzt sei es genug des Spiels und es sei sehr finstern und dumpf in diesem Stalle, meinte er. Keine Antwort, nur ein Röcheln erschallte. ... Wieder schwanden einige Minuten. „Zum Fenster! so macht doch auf! Ich habe Hunger und die Schnitzeln werden kalt!“ — „Oho, die Schnitzeln stehen im Ofen und der Appetit muß noch besser werden!“ versetzte Wilhelmine, die sich vor Freude über diesen Streich kaum zu lassen wußte. ... Und wol eine Viertelstunde war vergangen. Nun hatte unser Componist auch den letzten Rest seines Humors verloren. Mit ganzer Kraft warf er sich gegen die Thür, schreiend, zankend, um Hilfe rufend ...

Derweil hatte sich Frau Schröder oftmals aus dem Fenster gelehnt und nach dem Gast ausgesehen, allein weder von ihm noch von ihren Kindern hatte sie natürlich etwas gewahren können. Ob auch die lose Jugend, wie einmal schon gesehen, in den Tauben-

schlag gestiegen? Das fing doch an, der Mutter bedenklich zu werden, und drum hielt sie für das Beste, selber nachzusehen. So kam sie in den Hof, so stieß sie auf die bewaffnete Schaar, so schlug die Aue des Gefangenen an ihr Ohr. „Um des Himmels willen! wer ist da eingesperrt?“

Rüchrend drehte sich Wilhelmine auf dem Absatz herum. „Denke Dir, Mutter, er wollte unser General sein und wußte nicht, was Rechts und was Links ist! Deshalb stecken wir ihn in den Holzstall!“ ... „Ich begreife nicht — wen meinst Du?“ ... „Ha, ha, kommst Du's nicht rathen, Mutter? Papa Weber steckt ja drin!“

Und natürlich, sofort ward der Componist in Freiheit gesetzt. Als er mit einem recht sauren Gesichte in den Sonnenschein trat, empfingen ihn Frau Schröder's Entschuldigungen und Thränen. Er versuchte zu lächeln, aber noch behielten die Falten auf seiner Stirn den Sieg; stumm bot er der Wirthin den Arm. Und stumm schlichen Wilhelmine und ihre jüngeren Geschwister hinterdrein. Sie mochten denn doch wol fühlen, daß sie etwas recht Dummes begangen, und ahnen, daß oben in der Wohnstube ein sehr schweres Gewitter heraufziehen werde.

Ziemlich schweigsam setzte man sich um den Tisch. Kein freundlicher Blick der Mutter traf die Kinder. Die köstlichen Schnitzeln wollten doch nicht recht munden, und Weber sah noch immer so verdrießlich drein, als hätte er eine ungesalzene Mehlsuppe auf seinem Teller. Aber da — da plötzlich bellte sein Auge sich auf. Was trug die Magd herbei? Sein Leibgericht, einen gesotteten Fisch!

Und da die Anderen keinen Appetit verspürten, aß Weber für Drei, und es währte gar nicht lange, da hatte er seinen ganzen Aerger mit hinuntergeschluckt. Jetzt lachte er sogar, jetzt hob er sein Glas — Alle sollten sie mit ihm fröhlich, lustig sein — Alle sollten sie Vergessenheit essen und trinken gleich ihm — und er rief: „Auf die Gesundheit der Mutter und Tochter, auf der ganzen Familie Gesundheit!“

Frau Schröder dankte mit herzlichen Worten, aber dabei entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust. ... „Was quält Sie, werthe Freundin?“ fragte der Tondichter, der über dem

schweigsam setzte man sich um den Tisch. Kein freundlicher Blick der Mutter traf die Kinder. Die köstlichen Schnitzeln wollten doch nicht recht munden, und Weber sah noch immer so verdrießlich drein, als hätte er eine ungesalzene Mehlsuppe auf seinem Teller. Aber da — da plötzlich bellte sein Auge sich auf. Was trug die Magd herbei? Sein Leibgericht, einen gesotteten Fisch!



Karl Maria von Weber und Wilhelmine Schröder.  
Originalzeichnung von D. Wisniewski.

Zwar hegte Weber keine große Lust, sein neues Amt anzutreten, allein Wilhelminen den Scherz zu verderben, dazu war er viel zu gutmüthig. Und darum: „Richt' euch! Marsch!“ scholl es jetzt aus seinem Munde. ... Sogleich setzte sich die kleine Schaar in Bewegung, bis die Wand ihren Schritt hemmte. „Rechts um!“ commandirte da Weber.

„Papachen, Sie schwenken ja nach links!“ rief Wilhelmine. „Ja so! — Marsch!“ Und wieder die Hausflur hinab, und wieder gebot die Wand Stillstand. ... „Links um!“

„Aber General, nun drehen Sie sich nach rechts!“ rief abermals Wilhelmine, die Hände zusammenschlagend. „Ist's möglich, Sie wollen commandiren und können nicht Rechts von Links unterscheiden? — Das fordert schwere Strafe! Ein Kriegsgericht!“

„In den Arrest mit ihm!“ jubelte die Schaar wie aus einem Munde.

Und der arme gutmüthige Weber! Er ließ sich die Hände

schweigsam setzte man sich um den Tisch. Kein freundlicher Blick der Mutter traf die Kinder. Die köstlichen Schnitzeln wollten doch nicht recht munden, und Weber sah noch immer so verdrießlich drein, als hätte er eine ungesalzene Mehlsuppe auf seinem Teller. Aber da — da plötzlich bellte sein Auge sich auf. Was trug die Magd herbei? Sein Leibgericht, einen gesotteten Fisch!

Und da die Anderen keinen Appetit verspürten, aß Weber für Drei, und es währte gar nicht lange, da hatte er seinen ganzen Aerger mit hinuntergeschluckt. Jetzt lachte er sogar, jetzt hob er sein Glas — Alle sollten sie mit ihm fröhlich, lustig sein — Alle sollten sie Vergessenheit essen und trinken gleich ihm — und er rief: „Auf die Gesundheit der Mutter und Tochter, auf der ganzen Familie Gesundheit!“

Frau Schröder dankte mit herzlichen Worten, aber dabei entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust. ... „Was quält Sie, werthe Freundin?“ fragte der Tondichter, der über dem

Fisch den Holzstall bereits gänzlich vergessen hatte. Sie ließ das feuchte Auge auf Wilhelminnen ruhen und verjeste: „Dieses Kind macht mir große Sorge. Solch einen Streich, wie sie Ihnen, mein armer Freund, spielte, führt sie fast an jedem Tage aus. Wie soll das enden? Und in ihrem Alter verlangt man doch größeren Ernst! Aber auf der Straße, auf der Hausflur, in der Hand den Säbel, ist's ihr am wohlsten, und ich fürchte, daß sich das Schicksal einst bitter an ihr rächen wird!“

„Mutter!“ rief Wilhelmine. „Liebe Frau,“ sprach Weber, „wohl Ihrem Kinde, daß es noch ein Kind ist. O, nur zu bald kommen die Tage, an deren Rippen Weigewichte hängen, nur zu bald — Doch genug. Was mich betrifft, so bin ich Wilhelminen innigst dankbar.“ „Dankbar?“ „Alleherzogen gespannt auf.“ „Sehr erklärlich,“ fuhr er fort, „denn wird man nicht in den Arrest gesteckt, um sich zu bessern? Nie hatte ich mich bemüht, den Unterschied zwischen Rechts und Links zu lernen, aber von heute an — das schwöre ich bei den Resten dieses gesotteten Fisches! — wird es mein größtes Bestreben sein, das so höchst leichtsinnig Versäumte nachzuholen.“

Wie tausend Sonnenstrahlen flog es da über Wilhelminen's Antlitz. „Nun, Mutter, was sagst Du nun?“ Und als sie darauf die Mutter herzlich lachen sah und merkte, daß ein überaus günstiger Wind das Gewitter weit fortgetrieben, da setzte sie, das Glas schwenkend, noch hinzu: „Hoch lebe der Gehefferte! Hoch lebe der Freischütz! Hoch und abermals hoch Papa Weber!“

[1498]

Karl Neumann-Strela.

### Die Nadel.

Ob unsere Leserinnen, die mit kundigem Blick und geschickten Händen die Musterschritte unseres Journals zu begreifen wissen, wol je daran gedacht haben, daß all' ihr feiner Geschmak, all' ihr Planen und Einrichten umsonst wären ohne das kleine, aber unentbehrliche Werkzeug, welches zuletzt doch die eigentliche Ausführung übernehmen muß? Die Nadel! wie werthvoll und wirklich segensbringend ist sie doch im vielfachen Sinne! Weber Reichthum noch Rang sollten niemals eine Frau abhalten, die Kunst des Nähens in tüchtiger Weise zu erlernen und auszuüben. Wir sagen hier, etwas scherzend freilich, aber doch absichtlich, die Kunst des Nähens, und dürfen das wol mit gutem Rechte; denn ganz abgesehen von den Worten der Frau von Staël: daß man die Arbeiten mit der Nadel zu den Künsten zählen dürfe, entweder zu den „freien oder zu den nothwendigen“, wie sie sehr geistreich hinzusetzt — so glauben wir doch auch, daß tausende von jungen Damen, welche heutzutage von ihrer „Kunst“ des Klavierspiels, des Gesanges, der Malerei sprechen, der Erlernung dieser Dinge meistens keine speciellere Begabung entgegenbringen, als eben auch zu kunstfertiger Handhabung der Nadel erforderlich ist. Und erst wenn man es zu solcher Kunstfertigkeit gebracht hat, läßt sich der große Vortheil erkennen, den sie gewährt, auch solchen Frauen gewährt, die, wie man zu sagen pflegt, zu arbeiten „nicht nöthig haben“.

Wir wollen uns gewiß hier keinen Lehren anmaßen, wollen also still vorübergehen an diesem häßlichen, herzlosen, übermüthigen Worte, diesem „Nichtnöthighaben“, über das sich so viel sagen ließe; aber dieses müssen wir doch einem Theil der Damenwelt, und zwar den mehr begüterten Damen, zurufen, daß sie daran denken möchten, die Nadel sei auch für sie da, und nicht bloß zu jenen anmutigen, zeitraubenden Spielereien für sie da, welche der Sprachgebrauch so höchst ironisch „Handarbeiten“ nennt, sondern sie sei viel besser, viel edler zu bürgerlicher, praktischer Nahrung. Auf solche Mahnung erhält man nur zu leicht die viel gebrauchte Antwort: „Der Arbeitslohn ist so billig, man darf den Arbeiterinnen nicht ihren Verdienst rauben.“ Gewiß soll man das nicht; dennoch aber hat dieser Einwand nur seine sehr bedingte Nichtigkeit und Manche, die ihn anführen, täuschen sich selbst. Haben die Nähmaschinen denn unsere armen Näherinnen schon brodlos gemacht? haben sie die Zahl derselben merklich verringert, überhaupt verringert? Durchaus nicht, sie sind sogar von günstigem Einflusse gewesen, denn sie nehmen den so mühselig Arbeitenden die schwierigsten, augenverderblichsten Sticheleien ab und lassen ihnen doch immer noch genug zu thun. Ja, wahrlich, genug zu thun! Und das ist's nun eigentlich, worauf wir hindeuten wollten, auf den Vortheil einer Ausgleichung, einer Vertheilung der Nadelarbeit: nach der einen Seite hin müssen die Nähmaschinen den Arbeiterinnen das Schwerste, nämlich einen Theil der Wäschehäherei abnehmen, nach der anderen Seite sollten die Damen mehr für sich selber nähen! Wie viel Genügen erregt uns solch ein selbstgemachtes Kleid, wenn es gut sitzt; und wenn es mißlungen, wie viel besser ist's dann, nur mit sich zu hadern, statt mit einer armen Schneiderin!

Wir sind der Meinung, daß nur sehr hohe geistige Begabung, nur sehr ungewöhnliches Talent für die schönen Künste die Frauen von der Ausübung ihrer alltäglichen, weiblichen Pflichten, zu denen das Nähen gehört, freipricht; und wie schön kleidet selbst so lche Frauen das Festhalten an jenen Pflichten! George Sand hat den Plan zu ihrem ersten Roman gefaßt und in sich verarbeitet, während sie hindergang für die eigenen und für die Kinder der Armen nähte. Hatte diese Frau es „nöthig“? Und hat das Schicksal jenen Damen, denen es Verzicht und Reichthum gab, und sie damit ja allerdings der Nothwendigkeit des Arbeitens überhob, hat es ihnen auch einen Freibrief gegeben gegen die innere Verarmung? Hat es ihnen den Schmerz und seine Thränen erspart? O nein! und ihnen, die ein großes Leid erfahren, ihnen brauchen wir es nicht zu sagen, daß es Zeiten gibt in einem Frauenleben, wo nichts, nichts fast als die Nadel uns treulich hilft, die schweren, langen Tage in einer Art von Thätigkeit zu Ende zu bringen, Zeiten, in denen auch ein reich ausgestatteter Geist die geistige Beschäftigung zurückweist, in denen ein sonst kräftiger Körper nicht mehr, nicht größere Leistung vermag, als eben dies stille, friedliche Nadelwerk. Denn ein Buch, selbst das edelste, kann uns nicht fesseln, wenn wir mit abgewendetem Sinne lesen; man singt schlecht aus gepreßter Brust, man spielt gefilios mit erschöpften Nerven, und ein beträutes Auge eignet sich nicht für die heitere Kunst der Farben, während es ohne Anstrengung die schlichte Nadelarbeit leisten kann, wie solche etwa zu Kleidern für Arme, und zu einem großen Theil des häuslichen Bedarfs nur erforderlich ist. Und die Nadel ist dem freien Lauf unserer Gedanken nicht etwa hinderlich; nur schneller geht sie, fliegt sie, nur mehr und eifriger schaffen wir, wenn es im Innern recht bange und schmerzlich stürmt. In schwerer Zeit ist es für uns Frauen schon eine Art von Genugthuung, wenn wir nur die Hände nicht still halten müssen, denn „ernste Thätigkeit,“ sagt Jean Paul, „söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus.“

Den anderen Frauen aber, jenen, die das eigene Leben

und vielleicht noch das von Angehörigen mit der fleißigen Nadel fristen, sollen wir diesen noch den großen Werth des kleinen Dinges anpreisen? Das dürfen, das wagen wir nicht. Sie wissen's am besten, was sie ihnen ist und wissen wie lieb man so eine Nadel haben kann, eben diese, just diese, mit der man Wochen, ja Monde lang genügt; sie wissen wie weh es thun kann, wenn so eine treue Nadel zerbricht, die ihnen ihre Sorgen und ihr Sinnen hineingenäht in den Korus der Reichen. Nein, ihnen, den Unbemittelten, denen diese kleine Nadel der Stab geworden, auf welchen sie ihr Dasein stützen, ihnen rühmen wir ihre segensreiche Kraft nicht mehr! Sie kennen dieselbe; sie haben sie tausendmal erprobt und sie sind Demjenigen dankbar, der ihnen mit diesem kleinen unscheinbaren Geräth die Möglichkeit in die Hand gelegt, ihr Leben gut und nützlich und ehrenvoll zu führen!

[1489]

M. B.

### Das Reich des Schweigens.

Was immer die Poeten, deren Lieblingssthemata zu allen Zeiten die Musik war, von tönenden Morgensternen und von der Musik der Sphären sagen mögen: die mächtigsten Triebkräfte weben geräuschlos, die bedeutendsten Wirkungen werden in der Stille erzielt. Man könnte den Satz aufstellen und geistreich verteidigen, daß der große Weltmeister am Morgen der Schöpfung kein Wort gesprochen habe, als er das Unversum ins Dasein rief, daß, seinem Gedanken schweigend gehorham, die Myriaden Welten in den Raum rollten, geräuschlos wie Seifenblasen, die der Wind trägt. Aber wir haben es nicht nöthig, uns auf die hohe See der Spekulation zu wagen, um darzuthun, daß das Reich des Schweigens groß ist.

Nach den Berechnungen der Astronomen sind einige Gestirne unseres Sonnensterns so weit von der Erde entfernt, daß ihr Licht, das in der Secunde 42,000 Meilen durchläuft, drei Millionen Jahre braucht, um auf die Erde zu gelangen. Gesezt, die Tonlehre sei allgemein gültig, gesezt, jeder Weltkörper habe eine tausendmal größere Atmosphäre, als die unsrige, so bleibt immer noch ein ungeheurer Raum, wo niemals ein Ton vernommen ward.

Schweigen, das erhabene Reich des Schweigens, das allein ist groß, alles andere klein!

Denken wir uns einen lachenden Frühlingmorgen. Zwei Tage vorher war die Erde nackt, kalt und braun; nun aber deckt ein smaragdgrüner Teppich Berg und Thal. Aber hörtest du das Surren des Rades, als dieser Teppich gesponnen ward? Drang durch die Stille der wenigen Winternächte das Säusen des Webstuhls an dein Ohr? Hörtest du etwas von dem rastlos hin- und wiederliegenden Weberschiffchen, oder drangen jemals die Stimmen der Weber zu dir? Wo gestern die Bäume des Waldes ihre kahlen Aeste zum kalten Himmel emporstreckten, sehen wir heute grüne Blätter entfalten. In einem einzigen Tag flattern hundert Millionen Blätterbanner im Winde. Hörtest du die Fußtritte derer, welche diese Frühlingsschwärme aufspannten? Woher kamen und wohin gingen die stillen Arbeiter? Myriaden von Blumen prangen in der Runde. Beuge dein Ohr zu einer von ihnen und horche! Hörst du das Lebensblut durch ihr zartes Geäder rinnen? Vernimmst du ihren aufstehenden Athemzug?

Sechstausendmal ward der smaragdne Teppich entrollt, sechstausendmal schoßen die Bäume ins Grün, sechstausendmal verpflüht die aufbrechenden Blüthen die Luft; aber in welcher Chronik steht geschrieben, daß das Siegel des Schweigens, das Gott auf diese Werke drückte, jemals gebrochen ward?

„Sein Thau nekt stumm die Hügel.“ Er kommt zur Erde als Arzt, er trinkt die Wurzeln der versengten Pflanzen und durchdringt ihre Poren, und sich! die gekräuselten Blätter breiten sich aus und leuchten in frischerem Grün.

Auch der Frost ist ein stummer Arbeiter. Er stiehlt sich Nachts unhörbar in einen stolzen Garten, und die Blumen sterben unter seinem Judasfuß; er haucht in den Bach und das fröhliche Gemurmel desselben erstickt; er blickt auf Seen und Flüsse und der Handel stockt. Er schwingt seinen Stab über Felder und Gärten, und das hohläugige Gespenst der Theuerung zieht durch das Land.

Alles Große in der Natur vollzieht sich in der Stille; all' ihre großen Kräfte arbeiten lautlos. Da ist z. B. das Gesetz der chemischen Verwandtschaft, das die Bestandtheile jeder Pflanze, jedes Thieres oder Minerals zusammenbringt und zusammenhält.

Der schweigsame Sonnenstrahl, er, der Duell aller Naturkräfte, küßt die Erde, und sie steht verwandelt in jugendlicher Schönheit. Er malt die Wiesen und Wälder, gibt den Feldern ihr Gold und den Obstgärten ihr Scharlach und Gelb. Er bewirkt das Fluten des Bachs, der die Mühle treibt, wie des Oceans, der an die Klippen donnert. Er stiehlt sich unter die Theilchen der Luft, die ruhig über der Ebene träumt, und die schlafenden Atome erwecken, tanzen, spielen mit Blättern und Blumen und streicheln die feberheiße Wange. Dann mit schwelender Stimme wild wirbeln sie und stürmen, wie Wasserfälle brausend, über die Lande.

Durch den Einfluß des Sonnenstrahls wird der wunderbare Passatwind geboren, der in einem ewigen Kreislaufe von den Tropen zum Pol und vom Pol zu den Tropen wallt, die Strenge beider Gegenden mildernd. Auf seinen breiten Schwingen trägt derselbe den Sauerstoff von den Drangen- und Magnoliabäumen, den Citronen- und Feigenbäumen und Palmen der Tropen, um ihn in den gemäßigten und Polargegenden für die giftige Kohlensäure, die der Pflanze Nahrung ist, auszutauschen, indem er auf diese Weise dem Menschen Nahrung für die Lungen gibt, Nahrung, die tausend Meilen weit davon von wohlriechenden Blumen bereitet wird.

Wir würden ein Buch mit den großen und wohlthätigen Werken füllen, die das göttliche schweigende Sonnenlicht unmitttelbar und mittelbar verrichtet.

Da ist ein Bote, der an Schnelligkeit mit dem Licht wetteifert und, wie dieses, seinen Lauf in der Stille vollführt. Kein Laut verräth seinen Gang, selbst wenn er durch grabesstille Wälder eilt. Keine Gewalt vermag ihm seine Botenschaft zu entreißen, keine Bestechung verführt ihn zum Verrath. Er eilt am einamen Wanderer auf der Heerstraße, an den Arbeitern auf dem Felde vorüber, aber er hält nicht an, um von seiner Sendung zu plaudern. Durch Dörfer und wogende Städte trägt er summt die Zeitung von eines Kaisers Geschick. Kein Feind, wenn er mit einer Trauerkunde dahineilt, kein fröhliches Liedchen, wenn er Freudiges bringt, entschließt diesem hurtigsten aller Postboten: dem electrischen Strom der Telegraphen.

Die Erfindung des Mikroskops glied der Verkündigung einer neuen Welt durch einen zweiten Columbus. In einem

einigen Wassertropfen zeigt es uns einen Globus, den nach Ehrenberg 500,000,000 lebende Wesen bewohnen. Jedes Stückerden Erde und Gestein, jedes Blatt, jede Blume zeigt es uns als eine lebendige Welt im Kleinen. Kings um uns in Allem was unser Auge erblickt, sind Millionen Creaturen, die in der Stille leben, sich bewegen, arbeiten.

Sollen wir den Seidenwurm erwähnen, der stumm sein wunderbares Gewebe spinnt, durch das jährlich ungefähr 2,000,000 Thaler in Umlauf gesetzt werden? Sollen wir an die ungeheuren geographischen Veränderungen erinnern, welche durch winzige Thierchen geräuschlos auf unserer Erde vor sich gehen, an die Arbeiten der Poliparier z. B., welche dem Auge kaum sichtbar und hörbar, im Meere Berge bilden, den Alpeninnen gleich? „Wo ist das Paradies von Blumen,“ ruft Ehrenberg, da er über die Korallenriffe des Rothen Meeres spricht, „das an Mannichfaltigkeit und Schönheit mit diesen lebenden Wundern des Oceans wetteifern kann?“

Es gibt kein bezeichnenderes Wort für die Kirchhöfe, als wenn man sie „die Städte des Schweigens“ nennt. Dicht neben dem lärmenden Markt erheben sich die weißen Pfeiler und Säulen dieser friedvollen Städte, von denen Niemand auswandert, obwohl ihre Bevölkerung immer im Wachsen ist. Wie der Wagengerassel, noch der Tritt eilenber Füße schallt aus diesen überfüllten unterirdischen Straßen empor. Aus diesen Myriaden Häusern bringt kein Laut. Kinder gibt es da, aber keine Lachen noch Weinen, Aeltern gibt es da, aber sie erzählen, rathen, befehlen den Kindern nichts; Gatten sind da, aber sie wechseln kein Liebeswort, Feinde sind da, aber es entsteht kein Zank. Musiker gibt es und keine Musik, Arme sind da und Niemand bittet, Schweigen, so tief wie das, bevor die Welt war, herrscht in diesen Straßen.

Und nun zu dir, du schweigsame, unhörbare, geheimnißvolle Werkstätte, Gehirn der Menschen, mit der stummen Arbeiterin Phantasia, die in einem Augenblick Städte erbaut und zerstört, theuere Töbte aufleben und die alltägliche Welt in ein weheloses Märchenland sich wandeln läßt, du Wunderbau mit allen deinen Kräften und Fähigkeiten des Denkens und Schöpfens, Träumens und Schaffens! Wer will die Werke zählen, die da in der Stille entstanden? Blickt um euch! Städte und Bücher, Wissenschaft, Kunst und Industrie. Diese schweigsamen Arbeiter — die geistigen Kräfte des Menschen — haben die Nationen mit ihren Gesetzen gegründet, „stark und still“ arbeiten sie Tag für Tag an dem großen Werk, das sie begonnen, an der Civilisation

[1487]

A.

### Gut gekleidet.

Herr von Flor über Toilettenfragen.

Ein Fuchs fiel auf einer nächtlichen Expedition in ein Jagdlof. Als er sich herausgerettet und heimwärts geflüchtet hatte, machte er in einem mondbeleglänzten Teich die niederstehende Entdeckung, daß sein Fell von der Schnauze bis zum Schweif blau gefärbt war. Er sah den Spott seiner Kameraden voraus, sah sich lächerlich für Lebenszeit. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Als er am folgenden Morgen unter seiner versammelten Kollegen erschien und vom schallenden Gelächte aller Anwesenden empfangen wurde, sagte er gefaßt: „Meine Herren, ich war gestern in der Stadt und bringe Ihnen die neueste Mode.“ Mit einem Zauberschlag verwandelte sich der Hohn in respectvolle Bewunderung, und Einer nach dem Andern zog den himmelblauen Bruder bei Seite und fragte ihn: „wo er sich habe färben lassen?“

Diese Fabel scheint mir eine feine und zutreffende Satire auf die Macht der Mode. Wir Alle, Frauen wie Männer haben den großen Unbekannten, die in Weißnächtw, unzweifelhaft auf einem See von Spiegelglas, thronen. Zugegeben, wir gehorchen der Mode aus Eitelkeit, zugegeben! wer aber wider sich auslehnt und sein Haar wallen läßt, wenn alle Welt es kurz trägt, der ist erst recht vom Dämon befallen. „Deine Eitelkeit, Freund,“ sagte Sokrates zu Antisthenes, der mit zerfiffenem Mantel prahlte, „deine Eitelkeit guckt aus den Löchern deines Mantels heraus.“ Wer den Korus ausrotten will, muß auch dessen Mutter, die Civilisation, verbammen. Freilich, „Est modus in rebus, es ist Maß und Ziel in den Dingen,“ auch in der Mode. Sich der herrschenden Mode anzubequemen, aber nicht ihr unbeding und slavisch sich zu unterwerfen, soll unser Grundfatz sein. Ueber den Wandlungen sehe uns als Gesetzlich immer seinem Stande, Alter und den Umständen gemäß zu kleiden. Ein Philosoph betrachtete am Finger eines Dienstmädchens einen Diamanten mit großer Neugierde. Die anwesende Herrin hielt den Stein für ächt. „Nehmen wir lieber an,“ sagte jener, „er sei falsch, denn wenn der Diamant etwas werth ist, taugt das Mädchen nichts.“ Im Theater Porte St. Martin, bei einer stark besuchten Aufführung des „Capitain Fantome“, rauschte kürzlich eine verschwennerisch gepudete, frisirte und bemalte Dame in eine Vorderloge, inmitten des Altes und der spannendsten Scene. „Still!“ rief das gestörte Publikum, und von der Gallerie ertönte eine jugendliche Silberstimme: „Tiens!“ ist unseres Portiers Tochter! Bon jour Mam'zelle Rosalie! Cordon! ziehen Sie den Niegel auf, wir möchten 'reim, s'il vous plait!“ Das jubelnde Gelächter, das hierauf erfolgte, war so bestürmlich, daß die dame parée den Rückzug antreten mußte... Anders wird sich der Arzt, der Abvokat zu kleiden haben, als der müßiggelende Stutzer oder Sportsman, anders die Gouvernante, als die Tochter des Hauses. Grelle Farben und allzu modischer Schnitt schicken sich nicht für die „Würdenträger der Silberlocke“, schwerer farbiger Moiré und eine Coiffüre von Federn zum Ballanzug nicht für ein junges Mädchen. Aber ebenso sehr sind Zeit und Ort zu berücksichtigen. Keine Dame von Geschmak wird sich zur demie toilette des Morgens mit Geschmeide beladen, und so unumgänglich für die Herren bei Ballen, Soirées, Dinners u. der schwarze Frack ist, so unpassend ist derselbe Vormittags. Eine Dame versicherte mir eines Tages von dem nicht unberühmten Schriftsteller B. ganz ernsthaft, daß derselbe, „ohne Erziehung“ sei, weil er zum Lunch im schwarzen Anzug kam. Der seine Takt dafür, was sich für die Stunde schickt, das ist's, was die Toilette der Französinen so unvergleichlich macht. Ich meine natürlich nicht jene Classe von Parisierinnen, welche ihr Haar roth und ihren Affenpinscher blau färben, jene im Grund der Seele vergifteten mangesenen Argent, jene à l'effekt gekleideten Damen, welche nur nach schwafhaften Feuilletontisten und leichtgläubigen Reisenden Paris, „tout Paris“ sind. Ferner ist ein Unterschied, ob wir uns in der Stadt oder auf dem Lande, in der Kirche oder im Theater, ob wir uns auf der Promenade oder im Bureau befinden. Wo und wer wir aber auch sein mögen, die Einfachheit gelte uns immer als erste Bedingung der Eleganz und des guten Ge-

schmacks; sie fordert jeder Stand, jedes Alter, die Würde der Frauen, wie der Männer. Als Murat bei der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's am Niemen, wie gewöhnlich, mit Stiefeln, Felswerk und Schind überladen erschien, sagte Napoleon zu ihm: „Ziehen Sie Ihre Marschallsuniform an, Sie sehen wie (der Kunststreiter) Franconi aus!“ Sehr wesentlich für eine geschmackvolle Toilette ist auch die Harmonie der Farben. Dieselben müssen vor Allem mit der Farbe unseres Haares übereinstimmen. Schreiende sollte ein Mann wenigstens immer vermeiden, wie denn überhaupt Männer seltener noch als Frauen gegen die Regeln des guten Geschmacks verstößen sollten, da sie weit weniger von der Willkür und den Wandlungen der Mode zu leiden haben. Wie unbedeutend z. B. erscheinen die Aenderungen, die der Frack erfährt, gegen die Schicksale der Mode seit dem denkwürdigen Tuilerienball 1852, an welchem Eugénie de Montijo inmäßig weitenweißen Kleide erschien und vom Kaiser mit einer weißen Blume geschmückt, sozusagen, im Voraus gefront wurde! Aus Männern genügt ein Rock und Leberrock für den Tag, ein schwarzer Frack für abendliche Gesellschaften, Bälle &c. Der schwarze Hut muss immer blank gebürstet, die Handschuhe müssen zugeknöpft, rein, unzerrissen und heller als der Rock sein, schwarze Handschuhe ziemen sich nur für Trauernde. Was die Schaussüre der Herren betrifft, so sei bemerkt, daß Schuhe, auch Lackirt und von feinsten Arbeit, stets nur négligé sind und unwillkürlich an einen Kellner erinnern. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Halsstuch, das einzige Stück der Herengarderobe, das von dem persönlichen Geschmack und der Geschicklichkeit des Trägers Zeugnis gibt. Vor fünfzig Jahren ward ein förmlicher Cravatencultus getrieben, und es existirt ein Buch aus jener Zeit: The Art of tying the Cravat, die Kunst, die Cravate zu binden, dessen Autor versichert, daß ein Gentleman, der seine Cravate nicht „savamment“ und elegant zu Knoten verfährt, in der guten Gesellschaft unmöglich sei. Gott sei Dank, wir brauchen nicht mehr die achtzehn Methoden dieser erhabenen Kunst zu studieren, aber sauber, decent in der Farbe und sorgfältig gestriekt muß das Halsstuch auch heutzutage sein. Die farbige Halsbinde mit den langen breiten Enden für den Vormittag, die schwarze oder weiße Cravate (je nach der mehr oder minder feierlichen Gelegenheit) für das Diner und den Abend, je schmaler, je besser. Geschmeide trage der Mann so wenig als möglich, den Trauring und vielleicht einen Siegelring, Uhr und Kette, höchstens noch eine Büfennadel, aber um des Himmels willen nicht mehr Gold oder wir stellen uns mit dem Neger auf eine Stufe.

Alles in Allem, für Frauen wie Männer, gilt das Wort: „Die Toilette besteht nicht so fast in den Kleidern, als vielmehr in der Art und Weise sie zu tragen.“ Sauberkeit, Sorgfältigkeit und Geschmack tragen mehr zum „Wohlfelgekleidetsein“ bei, als der Stoff und der Schneider. Wer nicht auf seine äußere Erscheinung hält, mag ein Philosoph sein, aber ein Weiser ist er nicht. Denn so gewiß das Wort des Pythagoras wahr ist, daß der Geist, der zu große Sorge für seinen Körper trägt, sein Gesängniß unerträglich macht, so gewiß auch ist es, ein unreiner Wecher schändet den goldigsten Wein.

A. A. H.

### Die letzten Worte.

Ueber ein Stück urtheile nur, wenn die Schlusscene gespielt und der Vorhang gefallen ist; über ein Leben nur, wenn es gelebt! Das Geheimniß vieler Jahre enthüllt sich oft in Einer, in der Stunde, welcher der Stunden Ende ist. Wir fühlen es Alle, daß wir unser letztes Wort über einen Menschen nicht sprechen können, bevor nicht er sein letztes gesprochen; Tugend und Tapferkeit, Genie und Lafter — Alles muß diese Schlussprüfung und Probe von der Hand des Todes überstehen, bevor wir unser Urtheil registriren, unsere endgiltige Verdammung oder Bewunderung.

Auf dem Sterbebette gibts kein Flittergold und keine Schminke mehr. Das falsche Lächeln erlischt, wenn die Schatten aus dem unbekanntem Thale breiter und breiter werden. Wenn die ernste Wahrheit herantritt, vermögen nur Wenige noch, den Schauspieler zu spielen; zitternd unter der unsichtbaren Muth, setzen nur Wenige die Posse eines heuchlerischen Lebens fort.

Deshalb betrachtet Jeder mit einem Gemisch von Scheu und Neugierde die Haltung, womit sein Nachbar die furchtbare Vorladung entgegennimmt; deshalb steht die Welt, so zu sagen, mit pochendem Herzen am Sterbebette eines großen Staatsmannes oder auf dem Schlachtfelde, wo irgend ein theurer Held mit dem Lorbeer zugleich die Cypresse pflückt. Deshalb sind die letzten Worte der Großen uns so denkwürdig und ward durch sie so mancher Kleinere groß. Und immer ist in ihnen eine Offenbarung des innersten Jchs, des wahren Charakters und Lebens; fast immer könnten sie der Biographie des Verstorbenen als Motto dienen.

So starb der Kaiser Hadrian ruhig, wie er weise gelebt hatte. Kurz vor seinem Tode verfasste er die berühmte Strophe Animula etc., welche in freier Uebersetzung ungefähr also lautet: Meine kleine Seele, Gafffreundin du und Gefährtin des Körpers, wohin wanderst du jetzt, bleich, zitternd und nackt? ach, nicht mehr scherzen wirst du, wie du gewohnt bist.

André Chenier, der, ein echter Dichter, in den Schreckentagen der französischen Revolution die Fahne der Menschlichkeit und des Edelns aufrecht hielt, verfasste unmittelbar bevor er zur Guillotine geführt ward, folgende Verse:

„Wie ein letzter Hauch, wie ein letzter Strahl  
Welch das schönen Tages Ende,  
So am Fuße des Schaffots zum Himmel sende  
Ein Lied, meine Leier, noch einmal!  
O vielleicht noch eh' der Feiger vollbracht  
Den rastlosen Gang in der Hölle,  
Die schuldig Schmitt, eh' der Stunde  
Metallene Stimme wieder erwaht,  
Macht der Schlaf des Grabs mit die Lider schwer...“

Bei dieser bezeichnenden Zeile war der Dichter angelangt, als seine Söhne eintraten und ihn zum Schaffot schleppten; es war das Lied des sterbenden Schwans....

Der Italiener Metastasio, der als kaiserlicher Hofdichter in Wien 1782 starb, brach, nachdem er die letzte heilige Wegzehrung empfangen, mit aller Begeisterung der Poesie und Religion in folgende Verse aus:

„Dir bring ich dar den eignen Sohn,  
Dir, Vater, auf dem ew'gen Thron;  
Den Sohn, der sich in Liebe mir  
Gegeben hat, ihn bring ich dir!  
Neh' ihn, auf ihn, o blüht' allein,  
Der für uns litt die Todespein,  
Auf ihn, indes mein Auge bricht,  
Und — wenn du kannst — vergib mir nicht!“

Auch Klopstock's Sterben war des vorausgegangenen reinen und frommen Lebens würdig. Mit zitternder, hinschwindender Stimme sprach er wiederholt die pathetischen Verse aus seinem Messias, welche im Tode Maria's, der Schwester des Lazarus,

den Tod des Gerechten schildern — und wiegte sich so mit der Melodie seiner eigenen Leier in Schlaf.

Despasia n besorgte in seiner letzten Krankheit die Staatsgeschäfte mit derselben Umsicht, wie während seiner Gesundheit. Auf seinem Sterbebette noch empfang er Gesandtschaften; als er aber das Ende plötzlich nahen fühlte, rief er: „Ein Kaiser muß stehend sterben!“ und sich aufrichtend, starb er in den Armen derer, die ihn dabei unterstützten.

Kaiser Leopold rief Musiker an sein Sterbelager. Der englische Staatsmann Graf von Chesterfield († 1773) der in den „Briefen an seinen Sohn“ höfliche Ratschläge über die Moral setzte, blieb bis in den Tod der seine höfliche Mann, als der er berühmt war. Sein Kammerdiener führte einen Besuch in das Sterbezimmer. „Gib Dayrolles einen Stuhl,“ sagte Chesterfield; es waren seine letzten Worte.

Alonzo Cuno, ein spanischer Maler und Bildhauer des 17. Jahrhunderts, weigerte sich ein Crucifix zu küßen, das ihm sein Beichtvater in die schwachen Hände gegeben, „weil, wie er sagte, es so erbärmlich geschnitzt war.“

La Mothe le Vayer's, des Erzherzogs Ludwig's XIV., Steckenpferd war Geographie, und sein größtes Vergnügen, von fremden Ländern zu hören. Der berühmte Reisende Bernier kam zu ihm, als er in den letzten Zügen lag. „Nun, mein Freund,“ sagte der Sterbende, „was Neues vom Großmogul?“

Duclos, Schauspieler und Liebhaber des Pariser Publicums, dem sein Beichtvater, Namens Chapeau, gar zu lange ins Gewissen sprach, entließ diesen mit folgendem Wortspiel: „Ich kam in die Welt ohne Schuhe und Strümpfe, ich kann also sehr wohl ohne Hut (chapeau) aus der Welt gehen.“

Der große Arzt Harvey beobachtete die wechselnden Symptome seiner Krankheit bis zum letzten Augenblick. Der deutsche Naturgelehrte, Arzt und Dichter, Haller, küßte sich den Puls, während er im Sterben lag, und als der Tod ihm an's Herz trat, wandte er sich an den behandelnden Arzt und sagte: „Mein Freund, die Arterie hört auf zu schlagen...“ Damit starb er.

Eines der schönsten Worte aber, welche der Todeskuß von Menschenlippen löste, war das des sterbenden Goethe; es sprach — wenn auch in realerem Sinne gemeint — die Lösung aller edleren Geister aus, die Lösung, welche im Leben ein Wunsch, als letztes Wort, hoffen wir, eine Prophezeiung ist: „Licht, mehr Licht!“

A. A. H.

### Pariser Winterbälle.

(Von unserem Pariser Correspondenten.)

Der halbe Winter, December, Januar, Februar vorüber und noch kein Eis; Frühlingsanfang nah, und die Seen im Boulonner Gebirg nicht einmal zugefroren! — Was kümmerle den Pariser in früheren Jahren das Eis, außer in der Gestalt, wie er es in Gläsern bei Tortoni bekam, oder noch besser in den Kübeln der Champagnerflaschen bei den „drei provenzalischen Brüdern“? Das hat sich geändert, seitdem, vom Kaiser protegirt, das Schlittschuhlaufen fashionabel geworden. Es gehörte zum guten Ton, sich Nachmittags zwei Stunden lang im sog. „Eisostium“, das die Mode halb aus russischer, halb aus polnischer Nationaltracht zusammengesezt hatte, auf den gefrorenen Seen zu zeigen. Ja, man sagt, daß manche Französin nur der kleidbaren Tracht zu lieb „auf's Eis gegangen sei“. Aber das Eis, wie gesagt, wollte nicht kommen; was blieb den armen Französinen übrig, als zu tanzen?

Und brillanter als je war die Saison dieses „Winters ohne Eis“. Der Ballsaal hatte keinen Rivalen; Terpsichore, die Göttin des Tanzes, herrschte souverain in allen Schichten der Gesellschaft, von der höchsten angefangen. Dem glänzenden Feste, welches Graf Walewski als neu ernannter Präsident des gesetzgebenden Körpers gegeben, folgte der Ball des preussischen Generals, Grafen von der Goltz. Seit mehreren Jahren hatten die Räume der preussischen Botschaft keine Damen empfangen; nun wies sie einen blühenden Kranz von Jugend, Schönheit und hohem Rang aus. Das Haus war auf's Prachtvollste ausgestattet. In der Mitte des mit Balmen besetzten Treppenhause warf ein Springbrunnen seinen Strahl; die mit Gold und Stuck ausgelegten Säle waren theilweise in Gärten umgewandelt, und alle Welt war entzückt ob der feinen, graziösen Art, womit Graf Goltz von seinen Secretairen unterstützt, die Honneurs machte. Die Prinzessin von Hohenzollern und Frau von Hapsfeld, welche letztere eigens deshalb nach Paris zurückgekehrt war, vertraten — Graf Goltz ist Garçon — die Damen vom Hause. Um elf Uhr erschienen der Kaiser und die Kaiserin und ließen sich im großen Salon, unter einem mit dem preussischen Wappen geschmückten Sammetbaldachin, auf erhöhten Plätzen, nieder. Das diplomatische Corps und die ganze, durch Geburt, Rang oder Reichthum ausgezeichnete Welt war vollzählig anwesend. Unter den Toiletten herrschte die weiße Farbe vor; besonders bewundert wurden die der Kaiserin, der Prinzessin Hohenzollern, der Fürstin Metternich und Prinzessin Colonna. Die beiden letzteren trugen herrliche Perlenadame in den Haaren. Auch die Toilette einer vornehmen Russin, Frau Kimsch-Korsakow, erregte durch ihre prachtvolle Neuheit allgemeines Aufsehen. Diese Dame trug eine weiße, aus aneinandergewobenen Tüll- und Atlasstreifen bestehende Robe, und darüber eine von keinem biegsamen Silberdrahte durchflochtene Jupe, welche mit Rosenguirlanden verziert und mit kleinen Pünktchen aus schwarzem Sammet besät war, dann eine sehr lange mit Atlas eingefasste schwarzjammene Schleppe. Ihre Taille umschloß ein wunderschöner Gürtel aus Smaragden und Diamanten; das Haar war nach der Sitte des ersten Kaiserreichs geordnet, mit Goldpuder bestreut und ein Sammetband hineingeflochten, welches eine von Brillanten strahlende Nadel fest hielt. Weniger Beifall fand die Toilette der Gräfin Castiglione, die ein unrichtig weit ausgethunnenes, mit Schwannenschaum besetztes Kleid und auf dem Kopfe ein kleines Hütlein mit lang herabwallenden Straußfedern trug.

Aber nicht nur in den Kreisen, wo Brillanten und Rubinen funkeln, sondern auch da wird getanzt, wo man sich gern mit billigerem Schmucke begnügt. So feierte jüngst der Unterstützungsverein der „Gens de maison“ seinen jährlichen Wohlthätigkeitsball. Gens de maison? mag nachdenklich manche schöne Leserin sich fragen, die im Institute doch fleißig ihre französische Grammatik studirte, und wird nicht wissen, welcher Gesellschaftsklasse sie diese „Gens“ eigentlich zählen soll. Ich will ihre Geduld und Kenntniß der Feinheiten französischer Ausdrucksweise nicht zu sehr auf die Probe stellen, sondern kurz mittheilen, daß unter dieser hochklingenden Bezeichnung die Diensthöten zu verstehen sind. Dieselben haben im Jahre 1848 einen Verein gegründet zur Unterstützung alter und kranker Berufsgenossen, welchen 1852 durch ein kaiserliches Decret die

allerhöchste Genehmigung zu Theil geworden. Unter seinen Ehrenmitgliedern zählt dieser Verein Namen aus der höchsten Aristokratie des Landes. Diese war nun freilich auf dem Balle, den der Vorstand veranstaltet hatte, nicht vertreten, aber mit ebenjoviel Würde und vielleicht noch mehr Wichtigkeit benahmen sich dafür der Kammerdiener des Herrn Grafen, und die Jose der Frau Herzogin. Gatten sie doch das Bewußtsein, des Hauses Ehre auf ihren Schultern zu tragen. Unter den auf dem Feste Anwesenden zeichneten sich vor Allen der Portier und die Portiére aus, des Hauses treue Wächter, die auch in ihren Physiognomien stets eine gewisse Heftlichkeit mit der grimmigen Bulldogge verrathen. Ach! es waren zwar Prachteremplare von männlichen und weiblichen Vertretern dieses Amtes vorhanden, aber nie das Ehepaar beisammen. Denn der unerbittliche Dienst gestattet ihnen keine gemeinsame Freude außer dem Hause; geht der Mann, so muß die Gattin über die Sicherheit der Bewohner und deren Eigenthum wachen; geht sie, so kleibt er zurück.

Gravitätlich schritt durch den Saal der Präsident des Vereins, Hr. Sylvestre Voret, kaiserlicher Leibkutscher, und ehrfurchtsvoll öffneten sich die Gruppen vor seiner, etwas zur Corpulenz neigenden Person. In allen Abstufungen waren sie vorhanden, die dem Namen nach unsere Diener, in Wirklichkeit oft unsere Drammen! Vom Kammerdiener des Fürsten, bis herab zum Ausläufer im Waarengeschäfte, herrschten schwarzer Frack und weiße Halsbinde vor, nur daß sie beim Erstehen als die alltägliche Tracht, beim Andern als die für den heutigen Abend entliehene erschiene. Aber der Jockey hatte es unter seiner Würde gehalten, seine schwächliche Figur in dies farblose, gleichmachende Kleid zu hüllen, selbstbewußt trug er das Costüm seines Standes, die bunte Sammetjacke, weißledernen Beinkleider und Stulpspitzen mit Sporen, so durch lebhaftere Farbenwirkung das melancholische Schwarz belebend und mit den Sporen — die Kleider der Damen zersetzend! Unter den Gästen hatte sich auch ein Vertreter der Presse, Mr. Jules Préal, einer von den Mitarbeitern des „Evénement“ eingeschmuggelt. Er war nicht lange im Saale, so ward er von jenem corpulenten Herrn angeredet, welcher ihn fragte: „warum er nicht tanze?“ Mr. Préal antwortete bescheidenlich, daß er etwas müde sei. „Auch ich vermute; Sie haben einen harten Dienst! Bei wem sind Sie?“ „Bei Herrn de Villemessant, dem Eigenthümer des Evénement.“ „Als sein Kammerdiener?“ „Nein, als Bureauarbeiter. Herr von Villemessant ist ein Mann, der, wie Sie wissen, die großen Journale herausgibt!“ „Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Leibkutscher des Kaisers. „Bezahlen diese Leute ihre Gage regelmäßig?“ „O ja! sehr regelmäßig!“ „Ah! Sie sehen mich in Erstaunen; man hat mir gesagt, sie führten ein sehr unregelmäßiges Leben.“ „Durchaus nicht; ich bin mit meiner Stelle ganz zufrieden.“ — Als er den Ballsaal wieder verlassen wollte, sah Hr. Préal einen von den männlichen „gens de maison“ zu einer allerliebsten kleinen Kammerjungfer gehen, welche sich mit einem kostbaren Cambrie-Tafelhandtuch fächerle, und hörte, wie derselbe sie um die nächste Polka bat. „Nein!“ war ihre kurze Antwort. „Si, meine Kleine!“ sagte hierauf der Kammerdiener, „Sie könnten wol versuchen, mit mir etwas höflicher zu sein, als Sie gegen Ihre Frau Marquise sind!“ Bei der Toilette des zahlreich anwesenden schöneren Geschlechtes verrieth manches Stück, daß dessen Trägerin schwerlich ihr Eigenthumsrecht darauf stichhaltig nachzuweisen im Stande sein möchte. Ohne Wissen der Herrin aus deren Garderobe entlehnt, erfüllte es die Bestimmung, die körperlichen Reize der Dienerin zu erhöhen. Zwar die hieder dreinschauende Köchin, mit dem vom Herdfeuer gerötheten Antlitze, hatte meist solche Hilfsmittel verschmäht. Die Bonne jedoch und das Stubenmädchen huldigten einem anderen Grundsatze, und es ist nicht unmöglich, daß manches Kleid größere Triumphe auf ihrem Leibe errang, als je zuvor durch seine rechtmäßige Besitzerin. Doch erst die Kammerzofe der Schauspielerin! sie scheint im Garderobecommunismus mit ihrer Gebieterin zu leben, und im Grunde ist das nicht mehr als billig. Muß sie doch dieselbe auf dem Sonnabend stattfindenden Balle „für die Unterstützungscaffee der dramatischen Künstler“, mit welcher ich meine heutige Neuere der Pariser Bälle besprechen will, in aller Form vertreten. Gleich den „gens de maison“ haben auch die Mitglieder sämtlicher Pariser Bühnen einen Hilfsverein und zwar von weit älterem Datum. Alle Jahre wird zum Besten desselben im Saale der komischen Oper ein großer Ball veranstaltet, und zahlreiche Placate an den Strazeneden, wie Programme, welche dem harmlosen Spaziergänger in die Hand gedrückt werden, laden ihn zum Besuche desselben ein. Eintrittskarten zu 10 Francs sind laut der Anzeige bei allen Künstlerinnen zu haben, und mancher unerfahrene Jüngling, der unter den Prinzessinnen von der Schminke und dem Lampenlichte seine Coeurdame gewählt hat, trägt muthvoll seinen halben Louis'or in deren Wohnung, in dem süßen Wahne, die persönliche Bekanntschaft des verehrten Gegenstandes zu machen. O der Enttäuschung! Statt der Künstlerin empfängt ihn die Kammerzofe, welche für den Verkauf der Eintrittskarten als vermittelnde Hand dient. Um eine Illusion ärmer, tröstet sich der empfindende Jüngling mit dem Balle selbst, da muß ihm doch der Anblick seiner Götting werden! Um würdig vor ihr zu bestehen denn er hat die verwegene Absicht sie um einen Tanz zu bitten, und lebt der festen Hoffnung, daß die graziöse Anrede, welche er zu diesem Zwecke vor dem Spiegel einstudiert hat, ihren Erfolg unmöglich verfehlen könne, macht unser Jüngling sorgfältige Toilette. Die Fäden zierlich gekräuselt, in neuer Halsbinde und untadeligen Stockschuhen tritt er den Saal, und läßt seine Blicke jugend umherschweifen. Er sucht und sucht vergebens mehrere Stunden lang, da erkennt er endlich in einer reiseförmigen, gepuderten Marquise à la Pompadour das ihm wohlbekannte Kammermädchen. Nachdem er sein erstes Staunen überwunden, richtet er die Frage an sie, ob vielleicht ein plötzliches Unwohlsein ihre Dame verhindert habe, den Ball durch ihre strahlende Gegenwart zu verherrlichen. Die schnippische Soubrette lacht zur Antwort dem bloßen Schäfer unter die Nase; dann aber ist sie gutmüthig genug, seinen Arm zu nehmen, und ihm ausführlich zu erklären, daß weder ihre Gebieterin, noch irgend eine von deren Colleginnen jemals auf diesem Balle zu erscheinen pflegen. Sie lassen sich vielmehr sämtlich durch ihre Fosen vertreten, welche die Herrin bestimmtem Complimente anzunehmen und nach Umständen an die richtige Adresse zu befördern befugt sind. Unser Seladon ist nun auch um seine zweite und schönste Illusion gekommen, aber bald entdeckt er, daß man sich mit der Kammerjungfer unbefangener unterhalten kann, als es wol mit der Künstlerin gegangen sein möchte, und wie er bei Tagesanbruch den Ball verläßt, hat in seines Herzens Schreiben die Herrin mit der Dienerin den Platz gewechselt. So bleib denn auch in Paris das sicherste Mittel, die Heldinnen der Bühne von Angeficht zu Angeficht zu sehen, immer das: sich einen Platz im Theater zu kaufen!

[1499]

C. F. Hoff.

### Die Mode.

Die Klänge des Carnevals sind verrauscht und die Mode scheint lässig von den Anstrengungen und Triumpfen sich auszuruhen, scheint zu ruhen, in Wahrheit aber sinnt und schafft sie für den Frühling schon. Die schönsten neuen Stoffe sind bereits aufgehäuft, freilich vorläufig noch in den Cartons, in welche uns heute nur ein flüchtiger Blick gestattet ist. Der nächste Bericht darüber wird um so ausführlicher sein.

Unter den gemusterten Stoffen werden die gestreiften vorherrschen, und zwar: breiter und feiner (mille rayé), gleichmäßig oder in Gruppen abgetheilt, z. B. dunkler oder hellerer Fond, wie schwarz, braun oder grün, mit ganz feinen weißen oder breiteren goldgelben Streifen; letztere scheinen vorzugsweise beliebt werden zu wollen, und zwar mit Recht, denn die Farbe des Goldes gibt, namentlich unter unserm nordischen Himmel, eine weiche, dem Auge wohlthuende Wärme. Das Weiß bleibt mehr dem Sommer vorbehalten, doch sieht man es auch jetzt schon — am häufigsten in der Zusammenstellung mit Schwarz — an Confections, Garnituren &c.

Neben den gestreiften Stoffen werden die einfarbigen sich behaupten. Einer der beliebtesten zur Frühjahrs-toilette bleibt der Knickerbocker, der allerdings, wie ein Pariser Journal bemerkt, wie die häßliche Rückseite eines häßlichen Stoffes aussieht, aber auch eben so trefflich und dauerhaft ist.

Mehr denn je wird man im Frühjahr und Sommer wieder Unterrock, Kleid und Paletot von gleichem Stoff tragen, den Paletot ziemlich kurz, mit kleinem Capuchon oder reich garnirten, über den Rücken herabfallenden Bandeau und nicht zu breitem Gürtel. Oder man wird anstatt des Paletots einfach einen am Gürtel befestigten Schoof von gleichem Stoff wie die Robe umlegen, und so ganz promenabengerecht gekleidet sein.

Vergessen wir nicht den Hut! Er trägt sich ja so leicht. Ein sehr kleines steifes und ediges Gewas aus Sammet oder Taffet, Tüll und Spitzen, daran zwei sehr breite Tüll-Charpes oder schwere und lange Bänder, die unter dem Kinn in eine große Schleife geschlungen werden, das ist der moderne Hut. Doch auch hierin werden Abweichungen gestattet, ja, die Mode begünstigt sogar wieder den ein so beliebten Fanchonhut.

Bei Erwähnung des Hutes überhaupt müssen wir von einer neuen Art künstlicher Blumen berichten, die in den graziösesten Formen aus feinen Spitzen, points, in Weiß und farbig hergestellt, von überaus reizender, duftiger Wirkung sind. Solche Spitzenblumen bilden — einzeln oder in Tuffs geordnet — die gewählteste Garnitur an Ball- und Gesellschaftsroben, Hüten, Coiffuren &c. Die nächste technische Nummer unseres Blattes wird die Anweisung zur Selbstanfertigung dieses kostbaren Toilettenartikels bringen.

Der fast einzig herrschende Kopfschmuck zu den antiken Frisuren sind die Bandeau, welche aus elsen oder unedlen Metallen — man begünstigt besonders das Kupfer — aus starken Metall- oder Seidencorden, Ketten, Sammetband &c. bestehen. Eine Neuigkeit dieses Genres ist das Bandeau pompejane, meistens aus Ketten oder Schnüren von Gold, Silber oder einer Nachahmung dieser Metalle hergestellt. Es bildet drei, der Frisur aufliegende Reifen, welche durch einen kleinen, oberhalb des Ohres treffenden Schild (Platte) zusammengefaßt sind; von diesem aus hängen drei andere Schnüre von abgestufter Länge auf die Brust herab, gleichsam einen Halschmuck imitierend. Das Ganze ist äußerst originell und wirksam, wie die Abbildung in der nächsten Arbeitsnummer beweisen wird.

[1503]

Veronika von G.

### Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Kleid von Mlle Popeline, in der Weise der Abbildung mit schwarzem Sammetband und mit Knöpfen von dunkler Perlmutter garnirt; unterhalb jedes in der Spitze der Jacken befindlichen Knopfes ist mit schwarzer Soutache ein Knopfloch imitirt, wodurch die Jacken überknöpft erscheinen. Eine gleiche Garnitur ziert die Taille in Form von Revers.

Fig. 2. Die Robe ist aus hellgrauem Doulard, an Taille und Aermeln reich mit seidener Corde in etwas dunklerer Nuance ausgestattet; eine solche Corde garnirt auch den im Uebrigen glatten Rock des Kleides an der rechten Seite, indem er denselben den Tascheneinschnitt umgibt.

Fig. 3. Kleid von Mohair éeru, vorn und an den Seiten mit breiten Streifen aus braunem Taffet ausgestattet, welche wiederum ein schmales schwarzes Sammetband schmückt, desgleichen Knöpfen von brauner Steinm. Diefelbe Garnitur, nur in schmalere Arrangement, ahmt vorn an der Taille ein Jacket nach.

[13,431]

v. M.

### Zweifelhige Charade.

Ein triumphirend Wort!  
Die Erste ruft es laut.  
Wenn sie nach Streit und Kampf  
Den Feind vernichtet schaut.

Die Zweite folgt so gleich  
Der Ersten Jubelspur.  
Doch zeigt sie ruhig sich  
Von sanfter Frohnatur.

Die Erste schmückt die Stirn  
Mit frischem Lorbeer kühn;  
Die Zweite lehneth still  
In schatt'ger Palmten Grün.

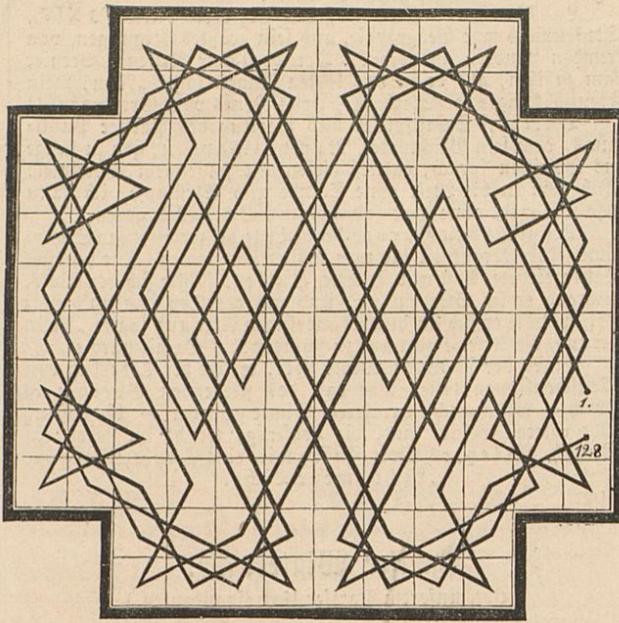
Ein Held verschollner Zeit,  
Den hoch die Sage preist,  
Begrüßt das Ganze Dich,  
Wenn Du zu raten weisst.

[1492]

Auflösung der dreifelhigen Charade Seite 100.

„Goldregen.“

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 100.



Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 100.

An die weinende Sehnsucht schmeigt  
Sanft die tröstende Hoffnung sich;  
Sieh, schon schaukelt es traumgewiegt  
Dort mein fröhliches Boot für Dich!

Wann, o Schwester, verließ ich je  
Dich in qualender Herzenspein?  
Sieh, schon leuchtet die lichte See  
Und der Himmel mit goldnem Schein.

[1476]

Liebe steht an Steuer und Mast,  
Lieb' ist's, die das Ruder bewegt;  
Sieh, wie leicht mit der Sorge Last  
Uns das lustige Schiffelein trägt!

Lächle, du traumdurchsonntes Bild,  
Freib, o Liebe, das hast'ge Boot —  
Mit der schäumenden Woge schwillt  
Ach zum Herzen so rasch der Tod!

Hermann Klehe.

### Correspondenz.

**Hortense G.** Benzoe selbst ist im Wasser unlöslich; als Hautmittel wird Benzoe in Form einer Emulsion angewendet, die man stets unter Wasser gießt, um die flüchtige milchige Flüssigkeit zum Waschen zu benutzen. Vortheilhaft ist die Haut mit einem Zusatz von Glycerin. — Gegen Sommerproben rathen wir Benutzung der Pflanze mit verdünnter Eau de Javelle, oder reiten Sie sich folgendes Mittel: Der Saft einer Citrone wird durchgeschleudert und in denselben kleine Stücken Kreide gethan, bis sich keine Kreide mehr auflöst, d. h. bis ein neu hinzugebrachtes Stückchen Kreide bei Aufbrausen mehr verurtheilt. Dann wird die Lösung durchgeschleudert, in einen Beutel mit ein wenig Wasser nochmals nachgeschüttelt, zu der durchgeschleuderten und durch Abgießen klar gewordenen Flüssigkeit der Saft einer zweiten Citrone gegossen und das Ganze in eine Flasche gebracht und durch Umschütteln gemischt. Mit dieser Flüssigkeit bestreicht man Morgens im Abende die Sommerproben. [1505]

**Hrl. M. L. in W.** Eine wässrige verdünnte Lösung des Borax gehört zu den bekannteren, gänzlich unschuldigen Hautmitteln. Eine Boraxlösung reinigt die Haut von Fett u. s. w. in ähnlicher Weise wie Seife und dürfte letztere wegen der milderen Wirkung immer dort vorzuziehen sein, wo eine allzudünne Haut durch Seife angegriffen und spröde wird. [1506]

**Hrl. K. K. in B.** Die beste Aufklärung und fortbauende Belehrung über den Werth oder vielmehr Unwerth aller sogenannten Geheimmittel erhalten Sie in den trefflichen, in Berlin erscheinenden „Industrie-Blättern“ die nicht genug empfohlen werden können. [1507]

**Es-dur im Norden.** Naturfelsenstein ist eine, unseres Wissens in Oesterreich gemachte (wenigstens in der k. k. Staatsdruckerei in Wien zu hoher Bekanntheit gebrachte) Erfindung, nach welcher man z. B. natürliche Blätter, Blumen, aber auch Spitzengewebe u. s. w. zwischen zwei Stahlplatten einem Druck aussetzt, der genügt, das die Gegenstände in das weiche Blei einpressen und abdrücken. Die Bleiplatte zeigt dann eine völlig naturgetreue Copie als Basrelief, von welchem der „Mariegalvanoplastisch eine Kupferform genommen wird, die alsdann durch ein möbliches Kupferdruck die Zeichnung (in allen Erhabenheiten und Vertiefungen) auf Papier übertragen läßt. [1508]

**Hrl. M. v. G. in S.** Wählen Sie Form und Ausstattung der „ausgeschnittenen Kreuze“, Seite 112. Für junge Damen kennen wir kaum ein feineres Arrangement. Außer den 5 Cent. breiten runden Gürteln von schwarzem oder farbigem Grosgrainband trägt man auch solche vom Stiles des Kleides (welcher in etwa fünf zum Theil übereinanderliegenden, nach oben gerichteten Falten geordnet wird), ferner Gürtel mit zwei nach oben gerichteten Schnitten (s. Seite 87). [1509]

**Eine Abonnentin in P.** Sie werden das Gewünschte erhalten; gewiß die Wahl eines Taschentuches ganz angemessen. [1510]

**Hrl. M. G. in S.** Da die Saison bereits zu weit vorgeschritten ist, können wir Ihren Wunsch nicht berücksichtigen. [1511]

**Hrl. F. in W.** Der obere Reifen der Grinoline darf 1, der untere 2 Meter weite haben. Wählen Sie eine hohe glatte Taille, vorn mit Knöpfen von emaillirtem Krystall, Set, Posamentier- oder Filigranarbeit geschlossen, ferner als Garnitur des Aermels Arabesken von ineinandergeschlungenen Seidencorde mit Quasten. Eleganter freilich ist Klumpstige, welche die Mode sie nicht mehr begünstigt, sehr gut zu Häubchen oder Hütern angewendet können. [1512]

**Eine langjährige Abonnentin in O.** Versuchen Sie es, den Mantel rings mit Seidengaze zu füttern. [1513]

**Hrl. M. K. in St. J.** Der auf Seite 32 des v. J. abgebildete und erklärte Plüschstoff wird, wie die Beschreibung lehrt, weder gekämmt noch geschoren, das Ausschneiden der Schlingen allein gibt ihm den plüschartigen Charakter. [1514]

**Hrl. C. B. in F.** Für Holzsägearbeiten empfehlen wir Ihnen die bei W. Schreyer in München erscheinenden Kunstblätter. [1515]

**Hrl. A. v. W. in T.** Ihr Brief kam für uns, unser Rath käme also für Sie zu spät. [1516]

**Kritische Correspondenz:** **Hrl. W. A. in S.** Ein acht poetisches Anspielchen in Ihren Versen, von denen einem wol werth zu sein, gedruckt zu werden. Auch die Form verräth natürliches Geschick oder eben so sehr Unkenntnis mit dem Gesetzen der Poesie. So sollte beim Sonett das zweite Quatrain mit dem ersten im Reime stimmen; so sollte man nicht „Gede“ auf „Gefährte“ reimen. Vielleicht wird wir wieder einmal von Ihnen „Th. v. W. in G.“ bitten um Bestimmung, wohin wir Ihnen unter welcher Adresse das Manuscript zurücksenden sollen. — **Marie G. in J.** Sie haben Recht: „Dort folgt dem heitern Morgen ein Abend voller Zeit“; aber wie oft ist das schon beklungen und beklagt worden! — **A. J.** Gelegenlich geben wir Ihren Klagen „Alter“ wol einmal das Wort. — **H. G. S.** Sie haben versprochen, „stets unsere treue Freundin“ zu bleiben und wir hoffen, daß Sie dies Versprechen halten werden, auch wenn wir Ihnen für Ihr Kochbuch weder Rath noch Verleger wissen. — **H. H. in G.** Wir haben darüber verfügt! — **C. K. in St. I.** Nr. 4 (Reise) ist nicht übel, alles Uebrige kaum mehr als alltäglich. — **G. F. . . . in Br.** Der „schlimmere“ hat sich eingetretten: wir haben Ihr Manuscript „vernichtet“. — **W. G. in Wien.** Sie haben sich „so zu sagen noch mit Poesie befaßt“, und es wäre besser, Sie ließen es unangeführt. — **Ellen Hatte.** Sie haben ein hübsches Talent und wir wollen sehen, was wir für die uns gesandten Proben desselben thun können. — **F. K. in G.** Neben einzelnen gelungenen Zeilen ist das Ganze zu trivial. — **E. A.** Zwar „nicht um aller Kritik“, aber auch nicht viel darüber! — **A. K.** Wir bezauern, ablehnen zu müssen. — **L. W. in D.** Sie finden die Vorträge, Couplets &c. &c. Sie suchen, in der Theater-Buchhandlung von C. Bloch, Brüderstraße, Berlin. — Von dem Hätchen unseres „Verkehrs in Triest“ werden wir gelegentlich Gebrauch machen. — Folgende Lösung gingen uns zu: **A. H. in S., C. F. in S., Ph. W. in Rh. (Schweiz), Frau Caroline W. in Hamburg, Marie O. in N., Karl H. in W., C. H. in Cincinnati (Ohio), Frau C. in Berlin, Marie in P., Bertha W. in M., Uno jagt in Stendal, M. in Graz, Niebus-Freund in T.**

